

Sitzung vom 6. März 1875.

Philosophisch-philologische Classe.

Der Classensecretär Herr v. Prantl legte unter kurzer Andeutung des Inhaltes vor:

„Reformgedanken zur Logik“.

Der Geschichtschreiber der Logik darf vielleicht auf einige Entschuldigung rechnen, wenn er bezüglich des Gegenstandes seiner historischen Forschung auch Reformgedanken hegt und versuchsweise ausspricht. Wenn auch der abschliessende fünfte Band der Geschichte der Logik noch nicht zur Drucklegung reif ist, so habe ich doch bereits, wie man kaum anders erwarten dürfte, von der Entwicklung der neuen und der neuesten Zeit mit Einschluss der jüngsten Erscheinungen Kenntniss genommen und darf sonach vielleicht es wagen, über die Gegenwart hinaus den Blick auf eine „Logik der Zukunft“ richten, woferne man diesen Ausdruck nicht als Grosssprecherei betrachten und daher von vorneherein abweisen will. Zur Bescheidenheit mahnt uns der Reichthum der neueren logischen Literatur, deren hervorragende Namen nicht erst genannt zu werden brauchen, und in dieser Beziehung schliessen wir uns gerne an einen Ausspruch an, welchen wir bei Stuart Mill (Vorrede z. System d. deduct. u. induct. Logik) finden: „Angesichts der Stufe, auf der sich gegenwärtig die Pflege der Wissenschaften befindet, würde Jedermann begründetem Misstrauen begegnen, der mit

der Einbildung aufträte, in der Theorie der wissenschaftlichen Forschung eine Umwälzung bewirkt oder der Ausübung derselben ein irgend wesentlich neues Verfahren hinzugefügt zu haben“. Doch es wird in System-Fragen (— und nur um solche möge es sich hier handeln —) gewiss stets die Befugniss zugestanden werden, principielle Anschauungen, welche sich dem, der sie fasste, während einer möglichst umfassenden Kenntnissnahme der ganzen betreffenden Literatur und während einer etwa dreissig-jährigen Lehrthätigkeit immer mehr bekräftigten und bewährten, versuchsweise den Fachgenossen zur Prüfung vorzulegen. Dass der breitgetretene Pfad der gewöhnlichen formalen Schul-Logik nicht der richtige sei und keinesfalls in philosophischer Beziehung Befriedigung gewähre, ist in neuerer Zeit von mehreren Seiten dargethan worden, und einen lautesten Ausdruck erhielt dieses Gefühl durch zwei Werke, welche zu den Zierden der philosophischen Literatur der jüngsten zwei Jahre zählen; nemlich Herm. Lotze und Christoph Sigwart gaben neue Darstellungen der Logik, welchen beiden — so verschiedenartig dieselben auch sind — gewiss Jeder unserer Fachgenossen zu wissenschaftlichem Danke sich verpflichtet fühlt. Sowie es aber hier nicht der Zweck sein soll, über diese beiden hervorragenden Leistungen oder überhaupt über die neueste logische Literatur Bericht zu erstatten oder ein detaillirtes Urtheil abzugeben, so möge es gegönnt sein, „Reformgedanken“ auszusprechen, welche beileibe nicht sofort hier zu einem ausführlichen Systeme der Logik oder etwa zu einem Lehrbuche durchgearbeitet werden sollen, sondern nur die Absicht hätten, durch nähere Begründung einzelner grundsätzlicher Gesichtspuncte den andeutenden Entwurf einer Logik zu geben, welche mir als zukünftige Aufgabe der fortschreitenden Entwicklung dieser Disciplin erscheinen möchte.

•

Während es wohl nur auf geringen Widerspruch stossen dürfte, wenn überhaupt eine philosophische Begründung der Logik und hiemit eine passende Einverleibung derselben in das System der Philosophie gefordert wird, mag es bereits als eine vieldeutigere und darum streitige Wendung erscheinen, wenn behauptet wird, dass die Logik grundsätzlich als Wissenschaftslehre zu fassen sei. Jedenfalls aber weist die Wissenschaftslehre auf einen Wissenstrieb des Menschen zurück, und zwar dürfte bezüglich principieller Auffassung und Durchführung dieser Wissenstrieb als ein wesentlich Positives zu betrachten und der Umweg über das Negative zu vermeiden sein, d. h. — um mich deutlicher auszudrücken — ich möchte die Wissenschaftslehre nicht auf das Motiv der Vermeidung des Irrthumes begründen, sowie mir auch die Ableitung des Rechtes aus dem Missfallen am Streite als eine verfehlte erscheint und sowie ich die Ethik nicht aus Vermeidung des Bösen oder die Kunst nicht aus Vermeidung des Hässlichen u. dgl. ableiten zu dürfen glaube. Der Wissenstrieb selbst (— um ihn gleichsam zu definiren —) ist darauf gerichtet, dass durch die Thätigkeit des menschlichen Denkens eine abschliessende umfassende Gestaltung des Gegenständlichen für das Denken verwirklicht werde. Eben darum aber muss um des Abschliessens willen und um der Gestaltung willen die abschliessende und gestaltende Form in wirklich wirksames Dasein heraustreten, und es involvirt demnach der Wissenstrieb den auf diese Form gerichteten logischen Trieb. D. h. für das System der Philosophie hat die volle Durchführung und Entwicklung des Wissenstriebes die zwei Fragen zu erledigen: 1) wie verwirklicht sich die Form der Wissenschaft überhaupt? — Wissenschaftslehre oder Logik, und 2) wie entwickelt sich systematisch der in dieser wissenschaftlichen Form gewusste Inhalt des gesamten Gegenständlichen — sog. Encyclopädie der Philosophie.

Indem aber der Wissenstrieb nach obiger Fassung auf das menschliche Denken und somit auf das Wesen des Menschen zurückweist, müssen die principiellen Anschauungen über letzteres für die ganze Darlegung der Wissenschaftslehre von dem grössten Belange sein. In dieser Beziehung nun kann ich mich nur den Gegnern des Dualismus anschliessen, welcher mir überhaupt als eine Verneinung der Philosophie erscheint, und ich möchte demnach an eine Reform der Logik denken, welche den für wahre Philosophie unerlässlichen Anforderungen eines Monismus entspräche. Sowie aber nach monistischer Anschauung eine Wesens-Einheit (*unitas naturae*, nicht *unitas compositionis*) der Gegensätze, welche wir in ihren grössten Gruppierungen mit den Worten „Natürliches“ und „Geistiges“ zu bezeichnen pflegen, zu Grunde gelegt und sonach auch die menschliche Seele nicht als ein substantielles Wesen, sondern als eine immanente Kraft des wesenseinheitlichen unzerstückten Menschen-Wesens gefasst wird, muss auch die gedankenhaltige Sprache des Menschen nicht als ein Compositum aus dem physiologisch-leiblichen Laute und einem begrifflich Geistigen, sondern gleichfalls als eine untrennbare Wesens-Einheit betrachtet werden. Und durch eine solche Auffassung des Denkens als einer von der Sprache unzertrennlichen Kraftäusserung muss die gesammte Gliederung und Entwicklung der sog. Denklehre, welche sich uns zu einer Wissenschaftslehre gestalten soll, in sehr erheblicher Weise berührt werden.

Diesen Punct nun in mehreren Beziehungen näher zu erörtern, möge für dieses Mal gestattet sein, während es einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben möge, auf gleicher principieller Grundlage die nicht unbeliebte Scheidung zwischen reiner und angewandter Logik tiefer zu prüfen und bezüglich der „Methodenlehre“ uns mit der etwas ruhmredigen „inductiven Logik“ auseinanderzusetzen.

Sobald wir es unternehmen, eine grundsätzliche Wesens-Einheit des Denkens und des Sprechens als unseren Ausgangspunkt zu wählen, drängt eine Anzahl bedeutenderer oder geringerer Einwände auf uns heran, welche wohl vorerst zu beseitigen sind, um für das Weitere positiven Boden zu gewinnen. Einen Kampf gegen das „reine Denken“ oder „reine Sein“ Hegel's zu führen oder zu erneuern, dürfte heutzutage kaum mehr nothwendig sein; dieses reine Denken möge von vorneherein bei Seite bleiben. Hin-gegen ernster ist manches andere Bedenken zu nehmen¹⁾. Sehr viel scheint die Ansicht für sich zu haben, dass die Ablösbarkeit des Denkens vom sprachlichen Laute sich schon aus der Vielheit und Verschiedenheit der menschlichen Sprachen ergebe, da ja, wenn Denken und Sprechen identisch wären, es nur Eine Sprache geben könne, und man dürfte zu dieser Annahme wohl auch noch das weitere Motiv hinzufügen, dass beim Erlernen einer fremden Sprache und bei allem Uebersetzen die begriffliche Bedeutsamkeit vom phonologischen Elemente sichtlich losgeschält werde. Aber solcher Beweis ist darum misslungen, weil nicht gezeigt ist, dass die erwähnten Umstände sich ausschliesslich nur durch eine postulierte Lostrennung des Denkens erklären lassen. Meines Erachtens bleibt sehr wohl auch eine andere Möglichkeit der Erklärung übrig, welche auf Grundlage einer untrennbaren Wesens-Einheit des Sprechens und des Denkens dahin ginge, dass der in der Wort- und Satz-Bildung liegende Process der Gestaltung einer wesens-einheitlichen Verbindung in Folge einer verschiedenen Begabung und einer verschiedenen Umgebung nothwendig selbst ein verschiedener sein musste. Daher möchte ich einen begründeten Zweifel hegen, ob denn wirklich der

1) Auf Nennung von Namen darf ich vielleicht verzichten, da es sich lediglich um die Sache handeln soll.

sog. Gedanke bei verschiedener Sprachbezeichnung des nemlichen Gegenstandes ein so ganz einheitlich gleicher sei, oder ob nicht vielmehr dasjenige, was man den selbstständigen Gedanken zu nennen liebt, von vornherein bei seiner ursprünglichen Entstehung bereits phonologisch bedingt gewesen sei. Das Erlernen aber einer fremden Sprache (welches vom wissenschaftlichen Studium eines Linguisten gewiss sehr verschieden ist) enthält zunächst an sich keine andere Function, als wenn ich z. B. einem Kinde sage, dass ein preussischer Thaler 1 fl. 45 kr. gilt, und es dürfte hiebei von einem Abschälen oder Lostrennen ebenso wenig eine Rede sein als z. B. bei der Gleichung $3 \times 6 = 18$. Auch das Uebersetzen, welches stets eine längere vorangehende Uebung erfordert, beruht nur darauf, dass irgend ein Gefüge der einheitlichsten Verbindung statt eines anderen mehr oder minder zutreffenden Gefüges gesucht und gewählt wird, woraus sich auch die häufig eintretende Qual der Wahl erklärt. Ueberhaupt ja sollte man stets bedenken, dass das Uebersetzen in absolut vollgültigem Sinne eine Unmöglichkeit ist; wir wissen sehr wohl, dass „luna“ ganz adäquat mit „Mond“ und „taurus“ mit „Stier“ übersetzt wird, aber an die Frage, ob z. B. πόλις „Stadt“ oder „Staat“ heisse oder wie man νοῦς übersetzen solle, liessen sich Tausende von gleichen Beispielen anreihen, um zu zeigen, dass es gerade nicht der nemliche Gedanke ist, welcher in einem zu übersetzenden Worte und in dem zur Uebersetzung desselben gewählten Worte waltet, sondern dass der Gedanke völlig untrennbar mit dem Sprachlaute verflochten ist. Das gleiche gilt auch, wenn man meinte, in Ein und derselben Sprache könne ein Gedanke durch mehrere Synonyma ausgedrückt werden; denn hierauf ist zu erwidern, dass es in vollem strengen Sinne genommen überhaupt keine wahrhaften Synonyma gibt, weil das verschiedenartige phonologische Element der angeblichen Synonyma

auf einen verschiedenartigen Ausgangspunkt der Wortbildung zurückweist, welcher wohl allmählig in eine theilweise Vergessenheit gerathen kann, aber doch stets bleibend gewisse Schattirungen zurücklässt. Kurz den erwähnten Einwänden liegt immer die naive Anschauung zu Grunde, dass, wie unsere Kinder mit ihren Puppen verfahren, ebenso ein sog. Gedanke ausgekleidet und dann wieder anders angekleidet werden könne; da ich aber an der Existenz eines nackten Gedankens verzweifeln zu müssen glaube, erscheint mir solche Grundansicht als ein dualistischer Wahn.

Das Gleichniss vom Kleide oder von einer Einkleidung liegt (— vielleicht ohne dass man sich hierüber genau bewusst war —) auch jenen Meinungs-Aeusserungen zu Grunde, welche die Trennbarkeit der Gedanken-Arbeit und des lautlichen Ausdruckes darauf begründen wollen, dass der Wortlaut ein Zeichen des begrifflichen Gedankens sei oder dass der Gedanke durch Lautbilder gegenständlich werde. Solches ist immer wieder der alte Dualismus zwischen Innerem und Aeusserem mit der Wendung, dass letzteres ein Kennzeichen des ersteren sei, d. h. dass man den Gedanken an seinem Kleide, an seinem Zeichen, an seinem Lautbilde erkennen solle; aber da hiemit nothwendigst die Annahme verbunden ist, dass der Gedanke vorerst rein für sich bereits da war, ehe er eingekleidet oder bezeichnet oder vergegenständlicht wurde, so ist mir der Causal-Zusammenhang solcher angeblicher Vorgänge unfassbar, und ich fühle mich durch solche Ausdrucksweisen, welche nur eine trügerische Ueberbrückung der dualistischen Kluft darbieten, durchaus nicht in höherem Grade befriedigt, als durch den alten Occasionalismus. Dass, wenn man an der gedankenhaltigen Sprache das Denken vom Sprechen trennt, auf ersteres das entscheidende Hauptgewicht zu legen sei (z. B. betreffs der Selbstgleichheit einer Benennung und wieder der Vergleichbarkeit derselben), wird gewiss

Jeder zugestehen, aber die Frage ist, ob überhaupt grundsätzlich so getrennt werden könne oder dürfe, wenn man nicht unrettbar in alle erdenklichen Schwierigkeiten des Dualismus gerathen will.

Von geringem Werthe dürften jene gegen die Untrennbarkeit des Denkens und des Sprechens gerichteten Einwände sein, welche darauf hinweisen, dass der Mensch im Traume denke ohne zu sprechen, oder dass das Gleiche der Fall sei bei Anhörung einer Symphonie oder Betrachtung eines Gemäldes oder selbst z. B. beim Betreten einer Treppe u. s. f., oder dass z. B. beim Anblicke der üblichen Bezeichnungen in der Syllogistik (M P, S M u. dgl.) oder der Schreibweise der chemischen Formeln eine Gedanken-Arbeit ohne Sprachausdruck sich fortspinne. Diesen Einwänden gebricht es einfach an der thatsächlichen Richtigkeit, denn in all diesen Fällen wird eben doch in Worten gedacht, wenn auch in unhörbarer und abgekürztester Weise; durch fortgesetzte Gewohnheit stellt sich beim heranreifenden Menschen eine Beschleunigung und Abkürzung der an Worte geknüpften Denkhätigkeit ein, welche des ausdrücklichen Aussprechens entbehren kann, aber darum nicht minder auf vorhergegangenen tausendfältigen Gebrauch von Worten zurückweist, ohne welchen der ganze betreffende Gedankenkreis gar nicht entstanden wäre. In gleicher Weise muss der Mensch auch das Sehen lernen, und der Geübte sieht in einem sehr abgekürzten Verfahren; ebenso wird z. B. auch das Gehen gelernt, welches dann in so mechanischer Weise geübt wird, dass neben demselben die intellectuelle Thätigkeit des Sprechens unbehindert stattfinden kann.

Endlich aber kaum verständlich ist es mir, wenn selbst von hervorragenden Denkern auf die Taubstummen hingewiesen wurde, um darzulegen, dass es ein Denken ohne Sprache gebe. Denn einerseits kann doch das Zugeständniss

nicht verweigert werden, dass auch eine Zeichensprache sicher eine Sprache ist, wenn auch als kümmerliches Surrogat für unglücklich Verstümmelte gewählt; und anderseits dürfte hinreichend bekannt sein, dass auch die Taubstummen (wenigstens bei Culturvölkern) an dem Sprachschatze der Menschheit Theil nehmen, indem sie, — wenn auch mit unsäglicher Mühe —, lesen und schreiben lernen, so dass für sie an Stelle des Ohres und der Sprachwerkzeuge das Auge und die Hand treten und dieselben somit nach längerer und schwererer Uebung auf die nemliche Stufe gelangen, auf welcher die nicht Verstümmelten das Lesen und Schreiben bethätigen, ohne dabei die Lippen u. dgl. zu-bewegen. Durch das letztere wäre ebenso auch das von einem Linguisten erhobene Bedenken beseitigt, dass z. B. die ältere chinesische Literatur nur eine Zeichen-Literatur sei und von den Chinesen nicht durch Hören, sondern durch Sehen verstanden werde. Sprache ist auch solches jedenfalls und wird daher auch als Sprache aufgenommen, und wir begnügen uns hiebei an der Gewissheit, dass kein Thier es zu solcher Zeichensprache oder etwa zu einer Taubstummen-Sprache gebracht hat.

Soll nun aber die positive Begründung versucht werden, dass die Sprache eine untrennbare Wesens-Einheit des Gedankens und des Lautes sei und es kein selbstständig reines Denken ausserhalb des Sprechens gebe, so wird es sich zunächst darum handeln müssen, einen „Unterschied“ des Menschen vom Thiere festzustellen, welcher derartig gefasst ist, dass wir jedem Dualismus, welchen wir ja gründlichst vermeiden wollen, völlig fern bleiben; d. h. es muss der Versuch gewagt werden, den grossen Gedanken der „Entwicklung“, welcher bekanntlich in den jüngsten Kundgebungen der Wissenschaft so leuchtend hervortritt, aufrecht zu halten und da, wo der Dualismus eine Kluft oder einen Sprung statuirt, einen Uebergang und eine

Steigerung aufzuzeigen, durch welche gewiss gleichfalls „Abstände“ sich ergeben, jedoch das Wunder eines plötzlichen Eingriffes, an welches der Dualismus stets appelliren muss, ausgeschlossen bleibt.

Auch die Thiere sind befähigt zur manigfaltigsten Kundgebung ihrer psychischen Vorgänge, und sowohl die gesticulativen Bewegungen derselben als auch die von ihnen hervorgebrachten Töne und Laute sind schlechterdings nichts anderes als eine sichtbare oder hörbare Manifestation psychischer Reize; nur eine für uns deutlichere und frappantere Erscheinungsweise hievon liegt in der unbestrittenen Thatsache, dass Thiere auch förmliche Signale geben, denn bei richtigem Verständnisse sehen wir bald ein, dass eigentlich durch jedes Brüllen und jedes Zwitschern oder durch jede Schweif-Bewegung irgend Etwas signalisirt wird. Will man hiefür das Wort „Sprache“ gebrauchen (wie schon oft geschehen ist), so mag diese Befugniss wohl vergönnt werden; aber dass hiebei dennoch immer eine kleine Uebertragung mitspielt, erweist sich in dem Bedürfnisse, bei einer einigermaßen genauen Redeweise lieber die Bezeichnung zu wählen, dass die Thiere eben in ihrer Weise sich ausdrücken, wobei dann der Unterschied zwischen der menschlichen Sprache und den thierischen Kundgebungen eingehalten bleibt. In diesem Sinne möchte auch ich hie mit nur darauf hingewiesen haben, dass bereits in den Thieren sich Etwas findet, was in einem sehr hohen Grade der Steigerung beim Menschen Sprache genannt wird; und in Anerkennung des Abstandes, welcher sich durch hochgradige Steigerung ergibt, kann man mit Max Müller übereinstimmen, welcher die Sprache als die wahre Gränze zwischen Thier und Mensch bezeichnet. Jedenfalls aber müsste ich bitten, abgesehen von dieser Gradualität der Steigerung Mensch und Thier mit gleichem Massstabe zu messen, d. h. bei keinem von beiden einen Dualismus zwischen

Innerem und Aeusserem zu statuiren. Allerdings glauben die Dualisten nach ihrem alten Vorbilde und Lehrmeister Cartesius bei den Thieren einer solchen Scheidung entbehren zu können, da das Thier lediglich belebte Maschine sei, und den Dualisten dünkt es jedenfalls glaubhaft, dass erst beim Menschen eine an sich getrennte und später wieder trennbare eigene Seelen-Substanz auf Zeitdauer in den thierischen Leib eingesperrt werde. Hingegen wird, sowie ich oben betreffs der menschlichen Sprache die dualistische Trennung zwischen einem vorher daseienden Gedanken und einer nachfolgenden Lautbezeichnung ablehnen zu müssen glaubte, meinerseits das Gleiche bezüglich der thierischen Kundgebungen geschehen müssen, und ich schliesse mich daher nur einem gewöhnlichen Sprachgebrauche an, wenn ich das Wort „Signal“ wählte, denn auch bei dem Thiere gilt mir natürlich der psychische Vorgang als wesenseinheitlich verbunden mit der lautlichen oder gesticulativen Function.

Ebenso verhält es sich mit dem Wollen der Thiere und desgleichen mit dem Denken derselben. Dass die Thiere thuen wollen, was sie thuen (gewiss mit Einschluss des „coactus voluit“), sowie dass sie auch ein Nichtwollen deutlich und selbst energisch bethätigen, wird ohne Zweifel zugegeben werden; denn wenn z. B. ein sitzender Vogel plötzlich auffliegt, so will er eben auffliegen, und wenn der Hund den Weg nach Hause einschlägt, so will er eben heimkehren, und wenn ein Esel nicht zum Aufstehen zu bewegen ist, so will er eben nicht. Hierüber auch nur ein Wort zu verlieren, ist überflüssig, und in gleicher Weise wäre es thöricht, verneinen zu wollen, dass das Thier, wann und wo es eine Wahl hat, wirklich wählt. Aber ebenso gewiss ist es, dass der Wille des Thieres durch sein Wesen determinirt und bedingt ist. Und falls ich, um hier mit gleichem Massstabe zu messen, das Nemliche

vom Menschen sage, so ist ersichtlich, dass Alles darauf ankomme, wie das Wesen des Menschen gefasst werde (s. unten); vielleicht liesse es sich dann hören, dass das Wollen des Thieres eine äusserst niedere primitive Stufe desjenigen sei, was in hoher Steigerung beim Menschen mit Recht als freier Wille bezeichnet wird. In dem Wollen der Thiere liegt jedenfalls ebenso sehr wie in jenen Kundgebungen, welche ich als Signale bezeichne, das Moment einer Beabsichtigung, welche auf individuelles Wohl gerichtet ist. Ja eine solche Beabsichtigung oder Zweckverfolgung zeigt sich unverkennbarst bereits in jenem unwillkürlichen Thun, welches Reflexbewegung genannt wird, d. h. in jenen Bewegungen, welche bei Wirbelthieren ohne mitwirkende Thätigkeit des Gehirnes lediglich im Rückenmarke durch Einwirkung der sensitiven Nerven auf die motorischen Nerven erfolgen (denn z. B. das Zurückziehen eines Gliedes von einem schmerzerregenden Aussendinge oder das Ausstossen eines störenden fremden Körpers dient im Organismus dem Zwecke der Herstellung des normalen Zustandes). Durch die Gehirn-Thätigkeit aber wird der Wechselverkehr der beiderartigen Nerven fortwährend zum Zwecke des individuellen Wohles centralisirt, und hierin bewegt sich der Wille des Thieres. Und wenn bisweilen schon gefragt wurde, ob die Thiere auch zur Reue befähigt seien, so möchte ich diese Frage nicht verneinen. Allerdings hat das Zeitwort „reuen“ einen doppelten Sinn; einerseits nemlich bedeutet es ein Abgehen von weiterer Verfolgung eines Vorsatzes (z. B. wenn Jemand, der einen Gang machen wollte, wieder umkehrt, sagt man, es habe ihn gereut), und in diesem Sinne gilt es zweifellos auch von Thieren; aber auch in der zweiten eigentlichen Bedeutung, wornach wir an Betrübniß über eine bereits verübte That und den lebhaften Wunsch, dieselbe nicht begangen zu haben, denken müssen, scheint die Reue den Thieren nicht abgesprochen

werden zu können, denn auf dem Gesagten beruhen all jene Fälle, in welchen wir z. B. von einem Hunde sagen, dass er ein böses Gewissen habe. Jedoch auch bei solchen Zugeständnissen bleibt uns für den Menschen im Unterschiede vom Thiere immer noch eine hochgradige Steigerung offen.

Was endlich das Denken der Thiere betrifft, so wird wohl zugestanden werden, dass auch in dieser Beziehung uns einerseits das Gefühl beschleicht, in einer Metapher zu sprechen, wenn von einer thierischen Denkhätigkeit die Rede ist, und dass andererseits dennoch zu viele Anzeichen vorliegen, um den Thieren eine solche Function etwa völlig abzusprechen. D. h. es würde sich um die Feststellung eines Sprachgebrauches handeln, durch welchen wir sowohl den Unterschied zwischen Thier und Mensch ausprägen als auch zugleich die von einer niedersten Stufe zu einer höchsten Stufe führende Steigerungsfähigkeit in Sicht behalten könnten. Und sowie ich oben nicht schlechterdings Protest dagegen erheben konnte, wenn man von einer Sprache der Thiere reden will, aber dabei mich lieber zum Gebrauche des Wortes „Kundgebung“ hinneigte, so soll es mir ja auch als zulässig gelten, von einem Denken der Thiere zu sprechen, während vielleicht der Ausdruck „Auffassung“ oder „Auffassungsgabe“ sich mehr empfehlen dürfte. Lassen wir aber den Wortstreit bei Seite, so wird es in sachlicher Beziehung keinen Widerspruch finden, wenn wir sagen, dass die Thiere den factischen Bestand der äusseren Umgebung und ihrer eigenen Lebenserscheinungen erfassen und diese ihre Auffassung auch in den Functionen eines Vergleichens und Verbindens festhalten und durchführen; d. h. auch die Thiere gehen über den schlechthin momentanen Charakter der einzelnen Sinnes-Eindrücke hinaus, und indem sie mit Gedächtniss begabt sind, haben sie nicht bloss Begehungen, sondern auch Erwägungen, nicht bloss

Angst, sondern auch Befürchtungen. Aber sie entbehren einer jeden logischen Auffassung und eines jeden Abstractions-Vermögens, denn sie erfassen wohl in einer gewissen bleibenden Weise die Gegenstände und die wirksamen (optischen, akustischen u. dgl.) Eigenschaften derselben, aber gewiss weder „Substanz“ noch „Attribut“, weder „Allgemeinheit“ noch „Singularität“, weder „Coexistenz“ noch „Succession“ u. s. f. Das entscheidende ist, dass die Thiere auch den factischen Causalnexus erfassen und hiemit (wie man häufig genug und nicht mit Unrecht sagte) befähigt sind, Causalitäts-Schlüsse zu machen, und zwar vor- und rückwärts; d. h. sie erwarten eine Wirkung, — nicht aber eine logische Folge —, und sie suchen eine Ursache (z. B. woher ein geworfener Stein komme), — nicht aber einen logischen Grund —, und in solcher Begabung werden sie behutsam und vorsichtig, aber ohne Voraussicht. Es steht der thierischen Auffassung in dem Factischen und in dem Psychischen eine Berechtigung zur Seite, auf welche sich schliesslich auch das weit höher stehende menschliche Denken berufen muss, und es verbleibt auch hier nur eine hochgradige Steigerung; als zulässig aber dürfte der zugespitzte Ausdruck erscheinen: „Die Thiere denken ohne Logik, aber darum nicht unlogisch“.

Hiemit aber wären wir an dem Puncte angelangt, an welchem es nöthig ist, den zwischen Mensch und Thier bestehenden Unterschied präcis zu formuliren, um hiedurch ohne jede Beziehung dualistischer Anschauungen das Motiv der oft erwähnten Steigerung unzweifelhaft zu verstehen. Schlicht und tief möge der Satz an die Spitze gestellt sein: „Der Mensch hat Zeit-Sinn“. Auch den Materialismus möchte ich um eben dieses einzige Zugeständniss bitten, damit ich gegen denselben ebensowohl eine feste Basis gewänne als ich andererseits der supranaturalistischen Beihilfe des Dualismus nicht bedarf. Wenn für sämtliche

übrigen so genannten Sinne die gemeinsame Bezeichnung „Raum-Sinne“ oder „Sinnes-Perception des expansiven Seins“ gewählt werden darf, so besitzt der Mensch ausser diesen Raum-Sinnen, welche er mit der Thierwelt gemein hat, auch einen Zeit-Sinn, d. h. die Gehirn-Thätigkeit des Menschen ist befähigt, auch die reine Succession als solche und die reine Intensität des Geschehens überhaupt zu erfassen. Sobald diess als einfache Thatsache zugestanden ist, ergibt sich in ungezwungenster Entwicklung alles Weitere, was mit Recht stets als entscheidend für das Wesen des Menschen und dessen Gesamt-Entfaltung gegolten hat und gelten wird. Nämlich: der Mensch kann zählen (sei es dass er z. B. durch Striche die Abfolge der Tage fixirt, oder dass er gesticulativ mit den Fingern die Anzahl vorliegender Gegenstände erfasst und ausdrückt), und indem er mittelst eines solchen Zeit-Sinnes, welchen wir der gesammten Thierwelt absprechen müssen, befähigt ist, den Faden der reinen Succession als solcher fortzuspinnen, zeigt er eine Begabung, für welche wir vielleicht die Bezeichnung „Continuitäts-Sinn“ wählen dürfen. Hieraus aber ergibt sich jene Befähigung des Menschen, vermöge deren er sich selbst bewusst ist, in späterer Zeit der nemliche zu sein, welcher er früher war (das unwandelbare Ich-Bewusstsein oder Kant's transcendente Apperception), und eine Folge hievon ist es, dass er von der inhaltlichen Fülle der durchlebten Zeittheile absehen und sonach jene Auffassung der reinen Succession auch über die Gegenwart hinaus fortzuspinnen vermag, sowie er aus dem gleichen Grunde in den aufgespeicherten Schatz der früheren Eindrücke nach Belieben hineingreifen kann, so dass, was bereits beim Thiere als Gedächtniss zu bezeichnen ist, sich hier zur spontanen Rückerinnerung steigert. Aus solcher Begabung aber erwächst die Befähigung, mit den äusseren Gegenständen ebenso wie mit den Eindrücken selbständig

zu schalten und zu walten, d. h. Vornahmen und Vorrichtungen zu veranstalten, mittelst deren er ein äusserlich Materielles seinen selbsteigenen Absichten dienstbar macht; der Mensch und nur der Mensch fertigt Waffen und Werkzeuge, macht Feuer, legt Samenkörner in die Erde, u. s. f. Ebenso erscheint die Selbständigkeit des Schaltens und Waltens nach der negativen Seite, indem der Mensch und nur der Mensch befähigt ist zur Entsagung und zum Selbstmorde. Insoweit aber die auf Continuitäts-Sinn beruhende Begabung einer Selbständigkeit und Unabhängigkeit positiv in fortschreitender Steigerung dazu verwerthet wird, dass der gesammte vorgefundene Zustand des Menschen und seiner Umgebung dem thatkräftigen absichtsvollen Walten anheimfällt, erwächst der „ideale Sinn“, welcher kraft der Continuität des Selbstbewusstseins mit Blick in die Zukunft sich zum Umbildner und Beherrscher des vorgefundenen Realen macht und hiebei ideale Zwecke verfolgt. Erfassen wir nun in diesem „idealen Sinne“ die Quelle aller höheren Entfaltung, welche dem Thiere mangelt, nemlich des Familien-Triebes, des sittlichen Triebes, des Rechts- und Staats-Triebes, des Kunsttriebes, des Religions-Triebes und des Wissens-Triebes, so bedürfen wir zur Erklärung und Darlegung des gesammten Menschenwesens im letzten Grunde einzig nur jenes obigen weittragenden Postulates, dass der Mensch mit Zeit-Sinn ausgerüstet ist. Und während wir die dualistische Anschauung, dass der Mensch aus zwei verschiedenen und trennbaren Wesen zusammengesetzt sei, grundsätzlich ablehnen, bleibt uns dennoch sehr wohl verständlich, dass eine Heterogenität zwischen den sensual-physiologischen Impulsen und den idealen Impulsen besteht; dieselben sind genau ebenso heterogen, als Raum und Zeit es sind, und sowie wir trotz dieser Heterogenität es gewiss nicht unternehmen, das Universum dualistisch in Raum und Zeit zu spalten, so werden wir auch jene Wesenseinheit nicht zerstückeln, welche

der mit Raum-Sinnen und mit Zeit-Sinn ausgerüstete Mensch ist. Während wir aber in der Heterogenität eine feste Basis gegen den die idealen Impulse verneinenden Materialismus besitzen, bleibt uns die Philosophie andererseits bewahrt vor jedem Supranaturalismus, welcher rettungslos auf dualistische Wege führt. So wäre ein Versuch ermöglicht, für die Philosophie allseitigst den Idealismus möglichst hoch zu halten, ohne hiezu supranaturalistischer Annahmen zu bedürfen.

Wäre sonach in dem Zeit-Sinne oder Continuitäts-Sinne die letzte und ursprünglichste Quelle all jener Unterschiede erfasst, mittelst deren der Mensch in hochgradiger Steigerung sich über das Thier erhebt, so können wir nun in dieser Beziehung auf die oben erwähnten Functionen des Wollens, des Denkens und des Sprechens zurücklenken. Während wir nemlich ungescheut auch dem Thiere einen Willen zuschreiben, ergibt sich von selbst, dass der Wille des Menschen ein anderartiger ist, denn eben wenn bei beiden der Wille durch das Wesen bedingt ist, wird die Anderartigkeit des Wesens, welche wir durch obige heterogene Begabung begründen, auch eine Anderartigkeit des Willens zur Folge haben. Wenn beim Thiere wie beim Menschen die durch die Sinne vermittelten Reize sich im Central-Organ in Motive umsetzen, so ist diese beständige Umsetzung beim Menschen dadurch eine gesteigerte und bereicherte, dass derselbe ausser den Raum-Sinnen einen Zeit-Sinn besitzt; und um bei der primitivsten Erscheinung dieser Steigerung zu verbleiben, dürfen wir nur darauf hinweisen, dass der Mensch auf gewisse Reize des Continuitäts-Sinnes die motorischen Nerven mit der Absicht anwendet, der Reihe nach die einzelnen Finger zu strecken oder zu betasten, um eine Vielheit vorliegender Gegenstände zu zählen. Der Zeit-Sinn aber enthält die Befähigung vom concret momentanen Sensualen abzusehen

und den Faden der reinen Succession fortzuspinnen, und in dieser Fähigkeit der Selbständigkeit liegt schlicht und einfach, aber zugleich auch unabweisbar die vielbestrittene Freiheit des menschlichen Willens begründet, welche von den einfachsten Regungen des Zeitsinnes an die untrennbare Begleiterin aller idealen Impulse ist. Wir machen den Anschauungen, welche der Materialismus in seiner Weise ausspricht, das Zugeständniss, dass auch beim Menschen sämtliche Regungen des Willens durch vorhergehende causal wirkende Momente determinirt sind, aber wir erbitten hinwiderum für uns das Zugeständniss, dass in jenem Causal-Zusammenhange beim Menschen auch eine Gruppe von Momenten mitwirkt, deren das Thier entbehrt. Die im Zeitsinne liegende Begabung, welche von selbst sich über das momentane Materielle erhebt und somit das Motiv einer Selbständigkeit enthält, ist wesentlich mit allen Willens-Entschlüssen des Menschen verbunden, welcher sonach die Möglichkeit und den Beruf in sich trägt, innerhalb des Materiellen über dasselbe hinauszugehen. Gewohnheit und Uebung führt auch bei der Verflechtung des Zeitsinnes mit den Raumsinnes (ebenso wie beim Erlernen des Gehens, des Sehens, des Lesens u. s. f.) zu gesteigerter Entwicklung, und hiemit ist es auf dieser unserer Basis speculativ erklärbar und verständlich, dass der Mensch eine „Geschichte“ hat. Ist auf solche Weise gegenüber dem Materialismus die Willensfreiheit des Menschen wirklich gerettet, so sind wir zugleich von jenen Gefahren unberührt, welche der folgerichtige Supranaturalismus in dieser Beziehung unabweisbar in sich birgt; denn dass derselbe die menschliche Freiheit aufhebt, kann für den Denkenden durch keine Künstelei scholastischer Argumente vertuscht werden.

Das Gleiche gilt nun auch vom Denken und vom Sprechen, um deren willen wir zur ganzen längeren Digression genöthigt waren, um eine möglichst tiefe und

unzweifelhafte Basis zu gewinnen. Das menschliche Denken ist eine hochgradige Steigerung der obigen Auffassungsgabe, welche auch den Thieren einwohnt, denn des Menschen Auffassung ist von vorneherein mit Continuität durchwoben, und das erwähnte Motiv der Selbständigkeit tritt analog der spontanen Rückerinnerung darin auf, dass das denkende Subject ebensosehr die Möglichkeit hat, sich mit einem äusseren Gegenstande zu beschäftigen, als auch die Möglichkeit, denselben absichtlich bei Seite zu lassen. Aus dem Selbstbewusstsein, welches wir als eine Folge des Continuitäts-Sinnes betrachten, ergibt sich die Befähigung des Menschen, die äusseren Perceptionen in „Sinneswahrnehmung“ und „Gefühl“ zu zerlegen, d. h. an der Auffassung selbst ein Objectives und ein Subjectives zu unterscheiden und, indem der Faden des letzteren gleichfalls mit Continuität fortgesponnen wird, dasselbe selbst wieder gegenständlich zu erfassen, daher es für den Menschen zahllose Gegenstände der denkenden Auffassung gibt, welche unmittelbar weder concrete äussere Dinge noch sinnenerregende Eigenschaften derselben sind, sondern mittelbar aus solchem in der Denkwerkstätte als Erzeugnisse und Gegenstände hervorgegangen waren. Die einfache und primitive Erscheinung des Zeitsinnes, welche im Zählen und zählenden Messen den Faden der reinen Succession fortzuspinnen vermag, führt in weiterer Entwicklung, deren Erhabenheit über das concret momentan Sensuale zweifellos einleuchtet, zu dem unendlich weittragenden Gedankenkreise der gesammten Mathematik, deren einzige Anknüpfung an Sinnliches darin besteht, dass auch sie in Worten oder in Abkürzungs-Surrogaten gesprochener Worte kundgegeben werden muss. (Den Thieren Mathematik zuzuschreiben, wäre lächerlich; immerhin mag man die Arbeits-Leistungen der Biene oder der Spinne staunend bewundern, aber indem dieselben mit ächt thierischer Bornirtheit stets nur

in Einer bestimmten geometrischen Form auftreten, beurkunden sie schon hiedurch, dass sie nicht auf spontanem mathematischen Denken beruhen.) Und wenn wir oben die Entwicklung berührten, durch welche der Continuitäts-Sinn mit einem über das Momentane hinausreichenden Blicke sich zum idealen Sinne gestaltet, welcher in Gestaltung und Beherrschung des Realen ideale Zwecke setzt, so erwächst in den dort erwähnten massgebenden Trieben ein anderweitiger unendlich reicher Gedankenkreis, welcher allseitigst und durchdringendst der „Geschichte“ des Menschengeschlechtes zu Grunde liegt. Hätten die Thiere auch nur eine einzige jener „Ideen“, welche in Familie, Sittlichkeit, Rechtsordnung, Kunst, Religion und Wissenschaft walten, so besässen auch die Thiere eine Geschichte. Mit grösstem Danke sind sicher all jene Studien zu begrüssen, welche der Erforschung der Thier-Psychologie und des Thier-Lebens gewidmet sind, denn es erwächst hieraus hundertfältige Aufklärung auch für die Psychologie des Menschen; aber all solches erstreckt sich nur auf jenes psychische Leben, welches durch die Raum-Sinne vermittelt wird, und man sollte sich hüten, durch vage Analogien und Metaphern dem Thiere Gebiete zuzuschreiben, deren es einmal grundsätzlich entbehrt. (Wenn ich z. B. oben die Ansicht aussprach, dass den Thieren wohl auch das Gefühl der Reue oder ein Gewissen zuzusprechen sei, so ist hiemit nicht gesagt, dass das Thier im Hinblicke auf eine sittliche Idee handle, denn Reue kann auch lediglich um des Wohlbefindens willen eintreten, und ebenso verhält es sich z. B. mit der Dankbarkeit des Hundes u. dgl.; von einem Staate der Bienen zu sprechen, ist, wenn auch noch so beliebt, doch nur Metapher, und eine Verirrung war es, wenn man in der Aufklärungsperiode Abhandlungen über den Kunsttrieb der Thiere schrieb, denn wir fordern von der Kunst, dass sie eine Idee verwirkliche.) Des

Menschen Denken und Wollen entfaltet sich auf Grundlage des Continuitäts-Sinnes zu einer tausendfältigen Bethätigung, welche sich den höchsten vom Menschen erfassbaren idealen Zielen zuwenden kann. Dass aber die Function jener immanenten Kraft, welche die Menschen-Seele ist, ausser den Raum-Sinnen auch einen Zeit-Sinn umfasst, ist eine zur Heterogenität führende hochgradige Steigerung der Thier-Seele.

Eben aber weil wir die Heterogenität, durch welche das Wesen des Menschen sich von jenem des Thieres unterscheidet, nur als das Ergebniss einer in Steigerung fortschreitenden Entwicklung betrachten, in welcher die unter sich weit abliegenden Stufen sich als „Abstände“ ergeben, so bleibt dabei eine grundsätzlich gleichmässige Betrachtungs-Weise der verschiedenen Stufen bestehen. D. h. sowie wir bei den Thieren dasjenige, was als Kundgebung derselben zu bezeichnen ist, nicht dualistisch von den sog. inneren psychischen Vorgängen der Auffassung zu trennen vermögen, ebenso werden wir beim Menschen eine untrennbare Wesens-Einheit des Denkens und des Sprechens durchzuführen versuchen müssen, und nach diesem Gesichtspuncte erscheint mir die Logik als reformbedürftig.

Nachdem im Obigen der Dualismus, auf dessen Grundlage man den Laut als ein Kleid oder ein Zeichen oder eine Vergegenständlichung des Gedankens bezeichnet, in Kürze abgewiesen worden, darf ich vielleicht dem monistischen Standpuncte, welcher jede Präexistenz des Gedankens vor der Verlautbarung verneint, einen Ausdruck dadurch geben, dass ich die articulirte Sprache als „Verwirklichung der Denk-Kraft im natürlichen Laute“ definire. Der Wortlaut dieser Definition schliesst auch die Annahme aus, dass der natürliche Laut ein Mittel des Denkens sei, wie John Stuart Mill meinte. Derselbe sagte ja, es sei zu den logischen Functionen überhaupt Nichts weiteres als nur Sinnes-

wahrnehmung und Ideenassociation erforderlich, und indem die Worte nur Bewahrer der an sich flüchtigen Geistesproducte seien, müsse die Sprache als ein künstliches Gedächtniss betrachtet werden, dessen Hilfeleistung zuweilen auch entbehrt werden könne; aber es hat hiebei dieser Vertreter der inductiven Logik, welcher doch so häufig an materialistischen Sensualismus streift, in eigenthümlicher Inconsequenz den Inhalt der Ideenassociation in nicht geringerem Grade von dem sensitiven Apparate und von den motorischen Nerven isolirt, als auch die Dualisten ihrerseits die denkende Seele vom ausgedehnten Leibe trennen, und ausserdem bleibt die Frage unbeantwortet, warum denn der denkende Mensch in der grossen Mehrzahl der Fälle zu jenem halb entbehrlichen Mittel greife. Aber selbst wenn die sprachliche Verlautbarung (— was Mill verneint —) als das ausschliessliche und unerlässliche Mittel des Denkens zu bezeichnen wäre, käme es immerhin noch auf eine nähere Prüfung des Begriffes „Mittel“ an. Und in Folge dieses letzteren Bedenkens kann ich mich auch nicht mit Sigwart einverstanden erklären, welcher (Logik, I, S. 43) sagt, dass die geistige Entwicklung des Menschen sich „thatsächlich nur mit Hilfe der Sprache und unter ihrem mächtigen Einflusse vollziehe“; denn abgesehen davon, dass der Gebrauch des Wortes „thatsächlich“ in der Stille einen Gegensatz gegen das innere Wesen, welches von diesem thatsächlichen Bestande unberührt wäre, mit sich zu führen scheinen könnte, möchte ich die Bezeichnung der Sprache als eines Hilfsmittels für nicht zutreffend halten. Ich darf vielleicht zur Verdeutlichung ein Gleichniss wählen, indem ich der obigen Definition der Sprache es parallel stelle, wenn der Diamant als krystallisirter reiner Kohlenstoff definirt wird. Es ist nemlich gewiss keinenfalls der Diamant ein Mittel für den Kohlenstoff, sondern allenfalls mag man die Krystallisation ein Mittel nennen, aber auch diess nicht für

den Kohlenstoff, sondern etwa für den Diamant; und ebenso kann ich die Sprache keinenfalls für ein Mittel des Denkens halten, hingegen mag etwa der natürliche Laut als Mittel bezeichnet werden, aber auch diess nicht für den Gedanken, sondern allenfalls für die Sprache. Auch könnte das so eben gewählte Gleichniss (— unter Vorbehalt der bekannten Eigenschaft aller Gleichnisse —) zugleich verwendet werden, um den Begriff der Wesens-Einheit zu versinnlichen, welche wir als *unitas naturae* im Gegensatze gegen *unitas compositionis* zu verstehen haben. Dass nemlich der Diamant nicht eine Zusammensetzungs-Einheit aus reinem Kohlenstoffe und der Krystallform sei (etwa wie Zinnober eine Zusammensetzungs-Einheit aus Quecksilber und Schwefel ist), wird gewiss zugegeben; und im Hinblick darauf, dass in der Natur (also abgesehen von künstlicher Herstellung) der reinste Kohlenstoff ausschliesslich nur im Diamante existirt, könnte gleichnissweise gesagt werden, dass, wie der Diamant Wesens-Einheit des reinsten Kohlenstoffes und der Krystallform ist, ebenso die Sprache Wesens-Einheit des Denkens und des natürlichen Lautes ist; ja es liesse sich endlich das Gleichniss noch dahin ausdehnen, dass, wie der reine Kohlenstoff die wesentliche Eigenschaft an sich trägt, in bestimmter Form zu krystallisiren, ebenso die Denkkraft (bei Thieren die Auffassungsgabe) die wesentliche Eigenschaft an sich trägt, die motorischen Nerven, welche zur Kehle u. dgl. führen, in Bewegung zu setzen. Doch genug des hinkenden Gleichnisses; — zur Klarstellung meiner Auffassung kann es dennoch vielleicht gedient haben.

Der wirklich gewordene Gedanke sonach, (als Verwirklichung der Denkfähigkeit) existirt nur in lautlicher Form, und umgekehrt jedes Sprachelement ist gedankenhaltig. Jede Priorität des wirklichen Denkens vor dem Sprachausdrucke ist ebenso wie jedes losgetrennte Dasein des

ersteren grundsätzlich zu verneinen; hingegen der natürliche Laut tritt auch neben der wesenseinheitlichen Verbindung, welche er mit dem Denken eingeht, losgetrennt als physikalischer und musikalischer Ton auf und geht auch in der Entwicklung des neugeborenen Kindes mit zeitlicher Priorität jenem Stadium vorher, in welchem die der thierischen Auffassungsgabe nahe stehende Keimform des Denkvermögens allmählig dazu gelangt, die zu den Sprachwerkzeugen leitenden motorischen Nerven zu verwerthen. So fällt allerdings (wie ich schon oben sagte), insoferne man scheiden will, das Hauptgewicht auf die Auffassungsgabe, welche beim Menschen zum Denkvermögen gesteigert ist, aber die Scheidung ist überhaupt falsch, insoferne die genannte Kraft ausschliesslich nur in der Verlautbarung ihre Verwirklichung findet. Die Wesens-Einheit des Denkens und Sprechens ist so innig, dass von den primitivsten Gestaltungen an jeder Denk-Act ein Sprach-Act und jeder Sprach-Act ein Denk-Act ist, sowie in weiterer Entwicklung alle Begriffsbildung u. s. f. beides zugleich ist. So befände ich mich allerdings in einiger Entfernung von der sog. Ding-Dang-Theorie, und ebenso möchte ich es für einen Abweg nach der entgegengesetzten Seite halten, wenn Geiger (Ursprung der Sprache, I, S. 135) meint, dass nicht die Sprache durch die Vernunft, sondern die Vernunft durch die Sprache verursacht worden sei. Keines der beiden ist die Causalität des anderen, sondern sie entwickeln sich in fortschreitender wesenseinheitlicher Vereinigung.

Wenn in dem Zeit- oder Continuitäts-Sinne jene Begabung des Menschen liegt, durch welche derselbe sich grundsätzlich vom Thiere unterscheidet, so wird hierin auch die Begründung jener Steigerung zu suchen sein, durch welche die thierische Kundgebung sich zur menschlichen Sprache erhebt. Allerdings nemlich lassen auch

die Thiere beim Eintritte der gleichen Wahrnehmungsobjecte die gleichen Kundgebungen ertönen, so dass der aufmerksame Beobachter sofort z. B. die verschiedenen Arten des Bellens eines Hundes richtig versteht und auf die sachgemässe Causalität zurückführt oder dergleichen z. B. bei Vögeln die eigenthümlichen Lock-Töne genau unterscheidet, je nachdem den Jungen von den Alten entweder der Fund eines Futters oder die Anwesenheit einer Gefahr signalisirt wird. Aber beim Menschen ist diese Verwendung verschiedener phonologischer Functionen, welche auch bei ihm je nach verschiedenen Reizen eine constante ist, von vorneherein mit dem Continuitäts-Sinne durchwoben, d. h. er hat ein Bewusstsein nicht bloss der Töne und Laute, sondern auch der Gleichmässigkeit selbst, und indem er so den einheitlichen Faden als solchen fortzuspinnen vermag, schreitet er durch fortgesetzte Auffassung der Eindrücke in steter Gestaltung zahlreichster Gebilde fort, in welchen die erschöpfte Manigfaltigkeit aller Abstufungen der Laute und Töne wesenseinheitlich mit Bewusstseins-Momenten verflochten ist, so dass aus einem relativ beschränkten Reichthume des phonologischen Materiales eine allmählig sich mehrende Fülle von Worten erwächst, deren jedes eine Wesenseinheit der Verlautbarung und der bewusst festgehaltenen Bedeutung ist. Dieser Process der Sprachbildung gestaltete sich auf Grundlage klimatischer und somatischer Bedingungen in manigfaltigsten Modificationen und er ist vom ersten Auftreten des Menschengeschlechtes in der fortschreitenden Entwicklung desselben beileibe nicht etwa der Begleiter, sondern geradezu der ausschliessliche Träger aller idealen Impulse der Menschheit. Ja er wiederholt sich in gewissem Sinne auch im heranreifenden Einzel-Individuum, d. h. im Kinde; — ich sage „in gewissem Sinne“. Denn wenn es in physiologischer Beziehung richtig ist, dass das Ei und der Embryo des Menschen auch jetzt

noch eine Wiederholung der zoologischen Vorstufen in rascher Entwicklung zur Darstellung bringt, so darf diese Thatsache nicht sofort durch Analogie als vollgültig auf die Sprache übertragen werden. Dem Kinde wird ja bereits zur Zeit der ersten Regungen des Sprachvermögens ein gewisser fertiger Sprachschatz durch die Umgebung aufgedrungen und hiedurch die Erzeugung der Sprache derartig erleichtert und beschleunigt, dass es sich schlechterdings der Beobachtung entzieht, ob die ersten Kundgebungen der Kinderseele etwa Verba oder Pronomina oder Substantiva seien u. dgl. Doch bricht zuweilen auch hier die Macht eines individuellen Waltens hervor, denn Kinder schaffen in der That auf Grundlage der aufgedrungenen Sprache manches neue Wort, welches aber dann seine Geltung im Strome der weiteren Sprach-Erlebnisse verliert und jedenfalls dieselbe nicht über die Kinderstube hinaus erstreckt.

Indem wir aber dem Zeit-Sinne in der gesammten Entfaltung des Menschen-Wesens und folglich auch in der allumfassenden Thätigkeit der Sprachbildung die entscheidende Rolle zuschreiben, so ist hiedurch ein Standpunct eingenommen, für welchen eine philosophische Auffassung die Verantwortung übernehmen muss, und möglicher Weise könnte die Philosophie von ihrer rein speculativen Aufgabe aus es versuchen, durch die grundsätzliche Betonung des Zeit-Sinnes und seiner Consequenzen eine zeitgemässe Lösung mancher Fragen anzuregen, welche weder durch Materialismus noch durch Supranaturalismus eine genügende Beantwortung finden können. Wenn jüngst Max Müller (*Contemporary Review*. Januar 1875) im Interesse der Begründung seiner Ansicht über die Sprache es als ein Problem bezeichnet, die letzte feste Gränzlinie zwischen Thier und Mensch und hiemit den ursprünglichen Keim des menschlichen Logos zu suchen, so dürfte vielleicht

von philosophischem Standpunkte aus die Anfrage gestellt werden, ob nicht im Zeit-Sinne dieses gesuchte gefunden sei. Aber die Philosophie oder vielmehr der Vertreter derselben wird trotz der Annahme, einen richtigen und vielleicht sogar weittragenden Anstoss gegeben zu haben, sich gewiss bescheiden müssen, nicht im Besitze aller Einzelwissenschaften zu sein. Darum kann auch nur von der Fachwissenschaft der Linguistik die Beantwortung der Frage erwartet werden, ob die Philosophie sich wirklich grundsätzlich auf einen durch die Sprachwissenschaft öfters hervorgehobenen Thatbestand stützen dürfe. Nämlich wir lesen z. B. bei J. Grimm (Urspr. d. Spr.), dass alle Nomina aus ursprünglichen Verbal-Wurzeln entstanden seien, und während z. B. Steinthal die Yoranstellung der Verba als einen geistreichen Irrthum bezeichnet, hat hinwiderum ein anderer hervorragender Linguist die Ansicht ausgesprochen, dass aus einer primitiven Wurzel-Periode eine sog. Determinativ-Periode hervorgegangen sei, welche in ihrem ersten Stadium als Verbal-Periode bezeichnet werden müsse und erst in einer späteren Stufe zur Gestaltung der Nomina geführt habe. Es fand diese Annahme einer Priorität des Verbuns zuweilen auch seitens der Philosophie ihre Verwerthung, z. B. theilweise bei Trendelenburg und in jüngster Zeit bei G. Berger, welcher (Die Sprache als Kunst, Bd. I, S. 229 f.) die immerhin vorsichtige Ausdrucksweise wählt, dass die ursprünglichen Wurzeln eine „verbale Natur“ hatten. Auch Sigwart berücksichtigt diesen linguistischen Standpunct in folgender hypothetischer Form (a. a. O. S. 30): „Wenn es wahr wäre, dass die Urbedeutungen der Wurzeln verbaler Natur, und dass Vorgänge, Veränderungen, Bewegungen das Erste gewesen wären, was bezeichnet wurde, so bewiese diess nur, dass die lebendige Bewegung und Thätigkeit den stärkeren Reiz ausgeübt und leichter den begleitenden Laut erregt hätte, nicht dass die Vorstellung

des Thuns früher gewesen wäre, als die des Thätigen.“ Ich meinerseits würde allerdings bei gleicher Voraussetzung nicht den äusseren Eindruck so sehr in den Vordergrund stellen, da der Mensch mit den Thieren es gemein haben dürfte, dass lebendige Bewegungen einen stärkeren Reiz ausüben, sondern ich würde es als Eigenthümlichkeit des Menschen bezeichnen, dass seine Auffassungsweise von vorneherein mit Zeit-Sinn durchwoben ist, und er folglich gegen äussere Reize in seinen Kundgebungen grundsätzlich auf eben solche Weise reagirt; d. h. nach meinem Standpuncte würde (unter der gegebenen Voraussetzung) die sprachliche Bezeichnung auch bei jenen äusseren Gegenständen, welche keine lebhafteste Thätigkeit aufweisen und nur unmerklichen Veränderungen unterliegen, eben nothwendig auf Sprachwurzeln beruhen, welche aus der subjectiven Auffassungsweise des Menschen den zeitsinnlichen Bestandtheil eines Geschehens, eines Vorganges schöpfen und hiemit eine „verbale Natur“ besitzen würden. So würde die Philosophie es allerdings freudigst aufnehmen, wenn seitens der Linguistik die sog. verbale Natur der Wurzeln allseitig Zustimmung fände; aber da hierin die Ergebnisse einer positiven Fachwissenschaft erst noch abgewartet werden dürften, möge diese Freude vorerst auf sich beruhen.

Hingegen eine feste Basis besitzen wir gewiss in dem Zugeständnisse, gegen welches auch seitens der Linguisten keinerlei Einwand erhoben werden wird, dass mit der Entwicklung und reichen Gestaltung des Verbums der wahre Höhepunkt der menschlichen Sprache erreicht wurde (über die Sprachen, welche in Folge eines Mangels des Verbums auf einer niedrigeren Stufe stehen, s. sogleich unten eine Bemerkung). Und es verbleibt sonach dem Verbum, welches jedenfalls aus einer verbalen Keim-Anlage herangereift sein muss, eine grundsätzlich bevorzugte Stellung in der ganzen reichhaltigen Bethätigung des Sprachvermögens. Dass

aber im Verbum ein Walten des Zeit-Sinnes sich kund gibt, wird gewiss von Niemandem bestritten werden, und es wird demnach die Philosophie einen Stützpunkt ihrer Auffassung in den vollkommneren Sprachen erblicken dürfen. Für diese letzteren muss unzweifelhaft der Grundsatz gelten, dass der Mensch in Sätzen redet. Ja dass dieses in gewissem Sinne auch von den primitiveren und rudimentären Sprachformen angenommen werden dürfe, spricht, wie mir unter dem Vorbehalte der Zustimmung der Linguistik dünken will, in zutreffender Weise G. Berger (a. a. O.) mit den folgenden Worten aus: „Die Wurzel meinte ein Solches, wie es die entwickelte Sprache in Form eines Satzes auseinanderlegt“. Und wir dürfen vielleicht in unserer herangereiften Sprache die aus einem unpersönlichen Verbum bestehenden Sätze (z. B. es blitzt, es grünt, es schmerzt u. s. f.) als ein Analogon dessen betrachten, was in den ursprünglichen Sprachäusserungen zu Tag trat. Derlei unpersönliche Sätze wird man in der That für Vorstufen der vollendeteren Urtheilsform halten müssen, in welcher Subject und Prädicat eine geschiedene Existenz haben, und es ist demnach wohl zweifelhaft, ob man das Wort „es“ als das Subject des Satzes „es blitzt“ bezeichnen dürfe (im Griechischen und Lateinischen fehlt überhaupt hiezu die Veranlassung). Man sollte daher die Frage gar nicht aufwerfen, wer denn jenes „Es“ sei, und jedenfalls sehr ungeschickt ist (wie Lotze, S. 71, richtig bemerkt) die Antwort, dass der Satz „es blitzt“ den Sinn habe „das Blitzen ist“; will man aber um jeden Preis eine Antwort, so dürfte das einzig vernünftige sein, dass die unbestimmte Allgemeinheit der Wahrnehmungswelt das Subject aller derartigen Sätze sei, und hiemit kommen wir auf obigen Gedanken zurück, wernach wir in denselben eine primitive rudimentäre Redeform erblicken. Eine ähnliche Bewandtniss hat es mit den Interjectionen, bei welchen jedoch vielleicht eine nähere

Unterscheidung vorgenommen werden muss, denn ich möchte dieselben nicht sämmtlich (wie Lotze thut, S. 17 u. 70) als blosse formlose Ausdrücke einer Erregung von den übrigen Redetheilen losrennen. Gewiss steht der Schmerzensschrei eines Kindes, welches sich sticht oder gestochen wird, oder jenes bekannte „ah“, welches die Leute ausrufen, wenn eine Rakete steigt, oder Vieles dergleichen völlig auf der nemlichen Stufe wie die einfache thierische Kundgebung; aber ein tiefgefühltes „weh, weh“ und ein spöttisch bewunderndes „ei, ei“ und jeder gewöhnliche Fluch u. dgl. gehören einer weit entwickelteren Stufe an und enthalten in abgekürzter Form einen zuweilen sehr ausführlichen Gedankengang. Daher werden alle derartigen Interjections-Ausdrücke von den Kindern erst durch den Verkehr mit ihrer Umgebung gleichzeitig und gleichartig mit dem übrigen gereiften Sprachschatze erlernt; ja gewisse solche Worte, nemlich z. B. alles Fluchen, halten wir auch in der Erziehung für ein Prärogativ der Erwachsenen, oder andere Ausdrücke hinwiderum erscheinen uns, mit Recht im Kinder-Munde als affectirt und unkindlich. Kurz eine ganze Gruppe sogenannter Interjectionen enthält schlechterdings den Sinn vollständiger Sätze; und ich halte es nicht bloss sprachlich, sondern auch logisch für völlig synonym, ob ich in der Umgebung denkend redender Menschen „husch“ sage, oder „ei wie kalt“ oder „kalt ist's“. Eben dahin gehört auch, dass Kinder so häufig einen ganzen Gedankengang in ein einziges Wort zusammenpressen, welches wir dann zweifellos wie einen ausführlicheren Satz verstehen, und wohl Jedem dürfte hier die bekannte Erzählung von der Aufrihtung eines Obeliskens in Rom einfallen, wobei der Papst dem Publicum unter Androhung schwerer Strafe absolute Stille auferlegt hatte und doch Einer aus dem Volke im bedenklichsten Augenblicke das inhaltsreiche und rettende Wort „aqua“ ausrief. Endlich aber scheint unserer grund-

sätzlichen Auffassung, dass der Mensch in Sätzen rede und das Verbum das entscheidende sei, der Hinweis auf die einsilbigen Sprachen, vor Allem auf das Chinesische, sowie auf die von W. v. Humboldt so genannten einverleibenden Sprachen entgegenzustehen, und es würde wohl der unsererseits vorgebrachte Einwand, dass solche Sprachen auf einer ursprünglicheren Stufe stehen geblieben seien, nicht nach allen Seiten genügen. Hingegen möchte zu erwägen sein, dass, wenn auch der Process der Sprachbildung hier nicht zu besonderen wesenseinheitlichen Gestaltungen (eines Verbums u. s. f.) geführt hat, dennoch die Denk-Function in derartigen Sprachen gleichfalls in ein Lautliches, d. h. etwa in den Accent oder in die verschiedene Abfolge und Verbindung der einsilbigen Wurzeln, gelegt und verflochten sei, so dass unter Bewahrung des Wesens der Sprache hier mit primitiveren Mitteln gewohnheitsmässig das Gleiche erreicht wird, was der Satzbau vollendeterer Sprachen in erleichterter Weise darbietet. Die Logik aber wird für die Philosophie der Jetzt-Zeit berechtigt sei, sich auf den Boden der höheren Sprachstufe zu stellen und dabei an dem Hinweise Genüge zu haben, dass es auch niedrigere Stufen gab und gibt.

Dürfen wir sonach von dem Grundsätze ausgehen, dass die Verwirklichung der Denkkraft im natürlichen Laute, d. h. die gedankenhaltige Sprache sich in Sätzen bewegt (wenn auch in primitiver oder in abgekürzter Form), so ergibt sich von selbst die Forderung, dass die wissenschaftliche Betrachtung und Durchführung des menschlichen Denkens nothwendig von diesem unmittelbaren Auftreten desselben beginnen müsse, um es zu jenem rückvermittelten Abschlusse zu führen, welcher in dem erreichten Ziele der verwirklichten Wissenschaft überhaupt (d. h. abgesehen von den besonderen Gegenständen derselben) liegt. Ein weitgreifendes Ergebniss demnach unserer bisherigen Unter-

suchung ist für das System der Logik die entschiedene Forderung einer Voranstellung der Lehre vom Urtheile. Indem wir Denken und Sprechen nicht voneinander trennen können, gilt uns jeder Satz für die Logik als ein Urtheil, und ein jedes aus dem Satze hervorgehobene und bewusst festgehaltene Wort gilt uns für die Logik als Begriff, und jede Verbindung von Sätzen, welche in der gedankenhaltigen Rede verschiedene Beziehungen an Ein begrifflich erfasstes Wort knüpft, gilt uns für die Logik als ein Schluss, welcher ein Mittel zu dem Zwecke ist, dass jener Begriff in definitorischem Wissen sich vollständig entfalte und darlege; die stete Wechselbeziehung endlich, welche bei Letzterem zwischen idealer Allgemeinheit und empirischer Einzelheit besteht, führt zur logischen Bewältigung dieses Zwiespaltes selbst mittelst einer Methodenlehre, durch welche das Zustandekommen der Wissenschaft seinen Abschluss findet. Solcher Art wäre der Entwurf eines Bildes, welches mir betreffs einer Logik der Zukunft vorschwebt.

Wenn die Geschichte der Logik über zahlreiche Autoren des 14. u. 15. Jahrhunderts berichtet, welche die Darstellung der Logik mit der Lehre vom Urtheile eröffneten und hierauf die Lehre vom Begriffe folgen liessen, so waren diess allerdings Leute, welche nicht wussten, was sie thaten, sondern blindlings der hartnäckig festgehaltenen Tradition der byzantinischen Logik des Petrus Hispanus folgten²⁾.

2) Ich sage „der byzantinischen Logik“ und muss auch heute noch bei dieser von mir in die Geschichte eingeführten Bezeichnung verbleiben. Ich gestehe offen, dass es mir nicht verständlich ist, wie z. B. Ueberweg sich an Thurot anlehnen konnte, welcher die Summula des Petrus Hispanus als ein originelles Erzeugniss des lateinischen Abendlandes und die Schrift des Psellus als eine griechische Uebersetzung des ersteren erweisen wollte. Wer meine gegen Thurot gerichtete Monographie „Michael Psellus und Petrus Hispanus“ (Leipzig. 1867)

Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts begann die byzantinische Logik in den Hintergrund zu treten, um bald fast gänzlich zu verschwinden, und nicht ohne Einfluss der reichen Literatur der Terministen machte sich jene Anordnung der Haupttheile der Logik geltend, welche fortan ausschliesslich üblich blieb (s. m. Gesch. d. Log., Bd. IV, S. 289 f.). In neuerer Zeit hatte wohl Schleiermacher darauf hingewiesen, dass Urtheil und Begriff sich wechselseitig einander voraussetzen, dabei aber schliesslich die Wendung genommen, dass das unvollständige Urtheil dem unvollständigen Begriffe vorhergehe und das vollständige Urtheil dem vollständigen Begriffe nachfolge; doch entnahm sich hieraus der Schleiermacherianer L. George nicht mit Unrecht das Motiv, für die Darstellung der Logik dem Urtheile den Vortritt zu geben. Auch O. Gruppe (D. Wendepunct d. Philos., S. 48 u. 80) stützte auf sprachliche Gründe den Nachweis, dass jeder Begriff auf einem Urtheile beruhe. Trendelenburg knüpfte in seinen Logischen Untersuchungen an den erwähnten Gedanken Schleiermacher's an und machte wenigstens das Zugeständniss, dass nicht die fertigen Begriffe das erste und das Urtheil als Zusammensetzung derselben das zweite sei, sondern dass es eine Stufe des Urtheiles gebe, welche dem Begriffe und der auf demselben beruhenden weiteren Entwicklung des Urtheiles vorangehe, aber eben aus letzterer Erwägung schloss er sich seinem Vorgänger an und erblickte einen für die übliche Reihenfolge sprechenden Grund darin, dass der Begriff seine wesentlichen logischen Functionen im Inhalte und im Umfange besitze und die lebendige wechselseitige Beziehung

nur einigermaßen mit Verständniss gelesen hat, kann sich unmöglich dem Gewichte der Gründe entziehen, aus welchen ein nicht lateinischer Ursprung der Summula des Petrus Hispanus mit zwingender Nothwendigkeit folgt.

dieser beiden sich erst nachträglich im Urtheile entfalte. In jüngster Zeit haben Hartsen und insbesondere Sigwart die Lehre vom Urtheile vorangestellt, letzterer von seinem grundsätzlichen Gesichtspuncte aus, dass alles logische Denken nur im Urtheile auftrete und die Logik jene Disciplin sei, welche den in den menschlichen Urtheilen möglichen Irrthum und Streit vermeiden lehre und hiedurch den Zweck des Urtheilens verwirklichen helfe (a. a. O. S. 8 u. 16). Lotze hingegen erklärt sich (a. a. O. S. 23 f.) mit Lebhaftigkeit gegen die Voranstellung des Urtheiles; während er nemlich zugibt, dass in den hauptsächlichsten Bestandtheilen der Urtheile Vorstellungen liegen, deren Inhalt sich nicht ohne vorhergehende Urtheile, ja zuweilen nicht ohne zusammenhängendere Untersuchungen erreichen liess, weist er darauf hin, dass eben jene dienstleistenden Urtheile selbst wieder aus Vorstellungen zusammengesetzt seien, welche die höhere logische Form des Begriffes besitzen; d. h. Lotze denkt schliesslich an einfache ursprüngliche Begriffe und weist die Verwerthung der auf sie bezüglichen Urtheile an die angewandte Logik hinüber. Allerdings nun müsste ich an jenen einfachen ursprünglichen Begriffen Anstoss nehmen, da ich nur eine ursprüngliche Thätigkeit statuiren zu dürfen glaube und jede getrennte Präexistenz logischer Momente verneinen muss. Aber wenn Lotze sich dahin ausspricht, dass die Voranstellung des Urtheiles nur denjenigen sich empfehlen könne, welche „das Denken überhaupt nur als Wechselwirkung der von Aussen uns angeregten Eindrücke betrachten und die rückwirkende Thätigkeit übersehen“, so dürfte nach Obigem ersichtlich sein, dass meine Auffassung jedenfalls diesem Einwande nicht preisgegeben ist, denn durch den specifischen Zeit-Sinn steht mir die menschliche Denkkraft in hochgradiger Steigerung über der thierischen „Auffassung“, welche sicher nur in jener äusseren Wechselwirkung verharret, und in

dem Continuitäts-Sinne erfasse ich zweifellos ein ideales Motiv, wenn auch dasselbe sich nicht in fertigen einfachen Begriffen kundgibt, sondern nur in gedankenhaltiger Satzform ausgesprochen wird.

In dem Urtheile muss man das unmittelbare Auftreten der menschlichen Denk-Begabung erblicken, welche von dieser ersten Stufe ausgehend ihrer weiteren Vermittlung durch Fixirung und Durchführung der Begriffe harrt, um schliesslich in rückvermittelter Gestalt sich als das Wissen bezüglich eines begrifflichen Umkreises kund zu geben. Das Urtheil in seiner Unmittelbarkeit steht in gewissem Sinne auf dem Standpuncte der thierischen Kundgebungen, nur, — wie sich von selbst versteht —, mit dem Vorbehalt der im Zeit-Sinne beruhenden Steigerung. Thier und Mensch beabsichtigen (wollen) bei ihren Kundgebungen irgend Etwas. Nemlich der Mensch will mit jedem Worte und jeder Rede entweder ein Thuen hervorrufen, sei es aus ihm selbst oder aus einem Neben-Wesen, — und diese Stufe hat er mit dem Thiere gemein, denn auch dieses beabsichtigt durch seine Kundgebung das Gleiche —, oder er will ein weiteres Denken hervorrufen, sei es aus ihm selbst oder aus einem Neben-Menschen, — und diese gesteigerte Stufe ist ausschliesslich dem Menschen allein eigen —, oder endlich er will beides zugleich, was klärlich gleichfalls nur beim Menschen vorkommen kann. Beide Zweck-Setzung aber und insbesondere die letztere auf das Denken gerichtete kann sowohl in embryonaler Keimform verbleiben als auch über diese hinaus weiter fortwirken. So ist jedes Wort und jeder Satz theils momentan unmittelbar verstanden, theils zugleich nicht nach seiner vollen Fülle verstanden, d. h. in jedem Urtheile liegt ein Etwas, welches sowohl bei Seite liegen gelassen als auch dazu benützt werden kann, dass mit demselben über das unmittelbare Urtheil hinausgegangen wird. Aus dem Wahrnehmungs-Urtheile

„Heute hat es gethaut“ kann unter irgend Umständen ein wirksamer Bestandtheil der Wissenschaft der Meteorologie werden, und das einfache Urtheil „Sokrates war ein Athener“ kann sich zu einem Elemente der wissenschaftlichen Einsicht in eine hervorragende Kulturperiode gestalten u. s. f. Der über die Unmittelbarkeit hinaustreibende Impuls begegnet uns tausendfältig bei den Kindern, welche nach Allem, was wir sagen, uns mit der oft peinlichen Frage „warum?“ bestürmen. In dem unmittelbar auftretenden Urtheile stecken unbewusst rechenschaftslose Momente, welche nur Keime und Embryonen desjenigen sind, was im vermittelnden Prozesse mit Recht als Begriff bezeichnet wird. Jeder, der mit Kindern oder von irgend einer Fachbildung aus mit Mindergebildeten spricht, macht sofort diese Erfahrung und wird vollberechtigt sagen, dass diejenigen, mit denen er gesprochen, eben keinen Begriff haben (ebenso kann auch der Hochgebildete oder Gelehrte z. B. in einer Zimmermanns-Werkstätte es erfahren, dass er von einem „Brette“ oder einem „Laden“ oder einem „Riegel“ keinen Begriff hat). So verstehen wir es auch, dass Sokrates im redenden Verkehre mittelst seiner Hebammenkunst die Begriffsbildung förderte. Mit dem Begriffe beginnt die wissenschaftliche Arbeit des erkennenden Denkens, welches sich allmählig aus der Unmittelbarkeit des Urtheiles empor ringt, und jede gebildete Rede- und Schreib-Weise befleissigt sich, das Wort in begrifflicher Fassung beim Worte zu nehmen. All jene sog. Verbindungen von Begriffen, welche man nach üblicher Reihenfolge im zweiten Haupttheile der Logik als Urtheile erörtert, sind wesentlich nur dienstbar zu einer richtigen Auffassung der Begriffe, und es wird sonach auch von dieser Erwägung aus als das wirklich naturgemässe erscheinen, das vorbereitende Mittel dem nächsten Zwecke vorangehen zu lassen.

Nun aber werde ich auf Grund der Wesens-Einheit, in welcher Sprechen und Denken verbunden sein sollen, wohl die Folgerungen jener oben vorgeschlagenen Auffassung auf mich nehmen und rechtfertigen müssen, wornach jeder Satz für die Logik als ein Urtheil und jedes Wort als Begriff u. s. f. zu gelten habe. Was nun hiebei zunächst das Urtheil betrifft, tritt uns vor Allem der Einwand entgegen, dass alle Frage-, Bitte-, Wunsch- und Befehl-Sätze keine Urtheile seien und sich der logischen Betrachtung entziehen, da bezüglich derartiger Kundgebungen keinerlei Entscheidung über Wahrheit oder Unwahrheit getroffen werden solle. Mir scheint jedoch, dass auch diese Satzformen einer logischen Beurtheilung unterworfen werden müssen, sowie sie derselben häufig genug thatsächlich unterworfen werden. Die Frage ist jedenfalls Aufforderung zu einem Urtheile, und zwar zu einem ganz bestimmten Urtheile, und sie enthält daher bereits potenziell die Antwort in sich; jene Aufforderung aber kann gewiss unlogisch sein, indem sie entweder aller logischen Motive entbehrt (daher die häufige Gegenfrage „Wie kommst du zu dieser Frage“) oder in der Fragestellung selbst gegen die Gesetze der Logik verstösst was dadurch geschehen kann, dass sie • entweder durch Undeutlichkeit eine Ignoratio Elenchi hervorruft oder durch Missverständniss den Gefragten sofort in eine schiefe logische Stellung versetzt. So muss auch die Frage nach ihrem logischen Urtheils-Werthe untersucht werden. Das Gleiche gilt von der Bitte und dem Befehle; denn zunächst ist es schon der Form nach ein Verstoss gegen die Logik, wenn derjenige bittet, welcher in der Lage ist zu befehlen, oder jener befiehlt, welcher nur bitten könnte; und ausserdem ist der Inhalt der Bitten und der Befehle stets ein logischer Untersatz, welcher im Causalnexus zur Realisirung eines Obersatzes steht, welcher Zusammenhang unweigerlich einer logischen Prüfung unterliegt. Durch

Denkthätigkeit geschieht es, dass Bitten abgeschlagen werden und Befehlen der Gehorsam verweigert wird, sowie dass auf eine Frage eine Antwort folgt. Bei den Wünschen endlich besteht jenes nemliche Verhältniss der logischen Unterordnung unter die Folgerungen, welche der erfüllte Wunsch mit sich bringen würde, und es gibt daher ebenso sehr motivirte als unlogische Wünsche. Es soll jedoch mit diesen Bemerkungen nur gesagt sein, dass auch die genannten Satzformen für die Logik als Urtheile gelten und in diesem Sinne Gegenstand einer logischen Beurtheilung werden müssen; nicht hingegen will hiemit behauptet sein, dass jede derselben eine besondere logische Urtheilsform sei.

Blicken wir aber auf jene Satzformen, welche in der gewöhnlich üblichen Logik mit der Geltung logischer Formen zur Entwicklung logischer Gesetze verwerthet wurden und werden, so stossen wir unter dem Eindrucke einer haltlosen Willkür und einer arglosen Halbheit auf schwere Bedenken, welche uns mahnen, der Wesens-Einheit zu gedenken, in welcher Denken und Sprechen verbunden sind. Dankbarst ist anzuerkennen, was theilweise schon Trendelenburg, insbesondere aber in neuester Zeit Sigwart und Lotze geleistet haben, durch deren Scharfsinn das Gebäude der gewöhnlichen formalen Logik theils manchen Riss bekam theils anderweitig als ungenügend und unwohnlich dargethan wurde. Die Neubauten, welche die beiden letztgenannten Meister aufführten, wollen wahrlich nicht in den Schatten gestellt werden, wenn ich den Entwurf eines anderen Bauplanes vorlege.

Theilt man die Urtheile in assertorische, problematische, apodiktische, d. h. in Urtheile des Stattfindens, der Möglichkeit und der Nothwendigkeit, so sind diess Schablonen der Modalität, welche wohl an den Sprachausdruck anknüpfen, aber den feinen Schattirungen desselben und hiemit einem

manigfaltigeren Gedanken-Inhalte keineswegs Rechnung tragen. Schon die Urtheile des Stattfindens erhalten betreffs des logischen Werthes bedeuſame Modificationen, wenn ihnen ein „jetzt“, ein „damals“, ein „hier“, ein „dort“, ein „diesmal“, ein „zufällig“, ein „ausnahmsweise“ einverleibt ist, und gerade bei logischer Erörterung kommen wir häufig in den Fall, dem Gegner zu ſagen, daß er, um präcis zu reden, eines dieſer Worte hätte einfügen müſſen. Noch miſſlicher verhält es ſich mit den Möglichkeits-Urtheilen, wenn man ſie ſämmtlich in Einen Topf wirft; denn einerſeits ſchwankt das Wort „möglich“ in die Bedeutung „vielleicht“ (z. B. der kranke N. N. iſt möglicher Weiſe bereits geſtorben) und bis in die ſich faſt excluſivenden Begriffe „glaubhaft“ und „zweifelhaft“ hinüber, und anderſeits enthält das Wort „kann ſein“ ſelbſt eine bunte Fülle verſchiedener logiſcher Erwägungen in ſich; man denke in dieſer Beziehung z. B. über folgende Sätze nach (deren drei ich aus Lotze, S. 68, entnehme): „Es kann heute noch regnen“, „Die nächſten Wahlen können ſchlimm ausfallen“, „Der Papagei kann Worte aſſprechen“, „Das Viereck kann in zwei Dreiecke getheilt werden“, „Unter meinen Loosen kann ein Treffer ſein“, „Du kannſt dieſes Schachſpiel gewinnen“, „N. N. kann ſich oft übermäſſig erzürnen“. Auch die Nothwendigkeits-Urtheile ſind verſchiedener Art, und es iſt unſtatthaft, dabei bloß an die Mathematik zu denken, da jedenfalls z. B. auch die Rechts-Sätze eine opinio necessitatis für ſich haben; oder man denke an die verſchiedene logiſche Geltung des „müſſen“ in den Sätzen: „Wenn du das willſt, muſt du jenes thun“, „Es muſſ Jemand in meiner Wohnung geſeſen ſein“, „Er muſſ es jetzt büſſen“, „Die Welt muſſ ſich drehen“ u. ſ. f. Auch wäre noch zu erwägen, in wie weit „kann nicht“ mit einem gegenſeitigen „muſſ“ und „muſſ nicht“ mit einem gegenſeitigen „kann“ ſynonym iſt.

Eine bekannte zweite Eintheilung der Urtheile in kategorische, hypothetische und disjunctive verlockt bei einigem Nachdenken sofort zu der Frage, warum wohl die Logik gerade diese beiden grammatischen Satzformen des „wenn“ und des „oder“ herausgegriffen und viele andere (z. B. das „weil“ und das „damit“ u. s. f.) bei Seite gelassen habe. Und wenn die Geschichte der Logik den Ursprung dieser sonderbaren Grille bei den ersten Peripatetikern Theophrastos und Eudemos lediglich im Dienste der Syllogistik aufweist, so ist die ganze Sache bei diesen ihren Erfindern wohl das Erzeugniss einer formalistischen Schulmeisterei, aber doch nicht so unsäglich einfältig, wie die erwähnte Eintheilung der Urtheile. Schon Herbart wies darauf hin, dass zwischen kategorischen und hypothetischen Urtheilen kein logischer Unterschied bestehe, und auf gleichem Standpunkte haben Trendelenburg, Lotze und Sigwart theils die hypothetischen Urtheile auf kategorische zurückgeführt theils daran erinnert, dass kategorische Urtheile in der Stille die hypothetische Form mit sich führen. Aber diese Zurückführung der einen Form auf die andere oder diese Gleichstellung der beiden Formen ist doch wieder nach den verschiedenen Bedeutungen des „wenn“ sehr modificirt, und von dieser Seite her stellt sich eine anderweitige Verschiedenheit der logischen Beurtheilung ein. Das „wenn“ kann Ausdruck einer Identität sein (z. B. „Wenn der Luftdruck geringer wird, fällt das Barometer“) oder es kann Art-Unterschiede zum Bewusstsein bringen (z. B. „Wenn ein Dreieck gleichschenkelig ist, sind die Winkel an der dritten Seite gleich“) oder es kann Gleichzeitigkeit bedeuten („Wenn es zwölf Uhr ist, wird geläutet“) oder es ist synonym mit „so oft“ (z. B. „Wenn ich ihn sehe, fällt mir immer die Geschichte von X ein“) oder synonym mit „falls“ (z. B. „Wenn du das thust, reise ich ab“) oder es bedeutet den Causalnexus (z. B. „Wenn ich diese Flüssigkeit rüttele,

krystallisirt sie“) oder es hat den Sinn, dass der sog. Nachsatz eine berechtigte logische Folgerung des sog. Vordersatzes ist. Sowie es jedenfalls ein sträflicher Leichtsinns wäre, all diese mannigfachen Bedeutungen unterschiedslos gleichzustellen, so ist andererseits bei vorgenommener Ausscheidung jenen hypothetischen Sätzen, welche weder einen Causalzusammenhang noch eine logische Folgerung aussprechen, darum noch nicht jeder logische Werth benommen, sondern es handelt sich eben um die richtige Würdigung aller einzelnen Modificationen. Und wenn man die Formen des kategorischen Urtheiles auch auf das hypothetische bezog, d. h. Satzformen unterschied, welche mit „jedemal, wenn“ oder mit „zuweilen, wenn“ oder mit „niemals, wenn“ beginnen, so mag es immerhin noch als fraglich erscheinen, ob man z. B. (wie Sigwart thut) das sog. particular hypothetische Urtheil („zuweilen, wenn“) grundsätzlich überhaupt ablehnen sollte; denn unter Umständen kann dasselbe einen logischen Werth haben, welcher allerdings dem Werthe des particularen kategorischen Urtheiles gleich käme. Das disjunctive Urtheil hat, wie schon Steinthal hervorhob, eine wesentliche Verwandtschaft mit dem hypothetischen, d. h. der Satz „A ist entweder B oder C“ hat den Sinn „Wenn A nicht B ist, ist es C“; aber auch hierbei ist zu unterscheiden, denn in dieser Umgestaltung hat das „wenn“ entweder die Bedeutung von „falls“ oder es drückt den Causalnexus aus oder es bringt Art-Unterschiede zum Bewusstsein, und wenn diese letztere Function von Trendelenburg als die ausschliessliche und grundsätzliche dem disjunctiven Urtheile zugewiesen wurde (da dasselbe stets eine Darlegung des Umfanges eines Begriffes sei), so war diess entschieden ein Missgriff, und Sigwart ist völlig im Rechte, wenn er sich hierin gegen Trendelenburg richtet. Die formale Schablone der gewöhnlichen Logik ist auch bei der disjunctiven Satzform weit davon

entfernt, den logischen Werth derselben erschöpfend zu erfassen; denn in den drei vorhin genannten Beziehungen (Fallsetzung, Causalnexus und Eintheilung) spielt sowohl die sog. copulative als auch die partitive Satzform unter gleichzeitiger Verwendung einer Exclusiv-Partikel herein (z. B. „Nur Kreis und Ellipse und Parabel und Hyperbel sind Kegelschnitte“ oder „Diese That findet ausschliesslich theils durch Unkenntniss theils durch Eitelkeit ihre Erklärung“ u. dgl.).

Wenn sodann das kategorische Urtheil nach dem Gesichtspuncte der Qualität in ein bejahendes und ein verneinendes eingetheilt wird, so erwächst sofort die Forderung, das Wesen der Negation etwas tiefer zu untersuchen, worauf ich jedoch hier nicht näher einzugehen brauche, da ich bereits früher über diesen Gegenstand meine Ansicht ausgesprochen habe (Sitzungsber. v. J. 1869), welche hernach auch bei Trendelenburg ihre Verwerthung fand (Log. Unters. 3. Aufl. Bd. II, S. 281). Auch die Eintheilung nach der Quantität lässt noch mancherlei Erwägungen offen, welche den logischen Werth des Sprachausdruckes betreffen. Wenn z. B. Steinthal hervorhob, dass die Grammatik auch einen Dual kenne, die Logik aber nicht, so möchte ich letzteres doch bezweifeln, da das Wort „beide“ entschieden in einem Sinne verwendet wird, welcher dem allgemein bejahenden Urtheile gleich steht, und ausserdem ja nur an das Dilemma erinnert zu werden braucht. Auch besondere Eigenthümlichkeiten einzelner Sprachen müssen nothwendig bei Erörterung der Quantität erwogen werden, nemlich der Gebrauch des unbestimmten Artikels und des sog. Theilungs-Artikels, sowie der Mangel eines Artikels überhaupt oder die Hingewlassung desselben in einer Sprache, die ihn besitzt. Trefflich sind die feinen Bemerkungen Sigwart's (S. 170 ff.) über die Nothwendigkeit einer Unterscheidung der allgemeinen Urtheile in empirisch allgemeine und unbedingt

allgemeine, sowie Lotze's scharfsinnige Aeusserungen (S. 264) über das particulare Urtheil, insoferne dasselbe einem Möglichkeits-Urtheile gleich steht. Die übliche Sinnlosigkeit in Behandlung des particularen Urtheils muss überhaupt der Einsicht weichen, dass der logische Werth desselben in der Bedeutung „nicht alle“ oder „vorläufig noch nicht alle“ beruht.

Nun aber würde sich hieran noch ein reichhaltiges Register sprachlicher Satzformen knüpfen, welche aufzunehmen der gewöhnlichen Logik nicht beliebte, während dieselbe an den hypothetischen und disjunctiven Sätzen einen wichtigen Gegenstand formaler Gesetze besitzen will. Man wird darum nicht befürchten, dass ich etwa dem unsinnigen Wüste der byzantinischen Logik das Wort zu reden gedenke; aber Ein Punct, welcher sich aus derselben in die spätere Zeit hinein erhalten hat, gehört wirklich in die Logik und sollte nicht, wie jetzt öfter geschieht, wieder entfernt werden, nemlich die Lehre von den sog. exponiblen Urtheilen, d. h. den Exclusiv-, Exceptiv- und Restrictiv-Sätzen; denn die Art und Weise, wie in denselben Bejahung und Verneinung miteinander verflochten sind, hat in der That logisches Interesse und logische Bedeutung. Hieran aber schliesst sich unmittelbar von selbst der logische Werth der Adversativ- und der Concessiv-Sätze, sowie der mannigfaltig abgestuften Conjunctionen, welche zum Ausdrucke derartiger Verhältnisse dienen. Ferner wird das Zugeständniss nicht versagt werden können, dass in der sog. Attributiv-Verbindung und allen ihr gleichstehenden Relativ-Sätzen eine determinirende Beschränkung der logischen Geltung und somit von anderer Seite her betrachtet ein Eintheilungs-Motiv waltet; und da auch durch örtliche und zeitliche Determination eine beabsichtigte oder angebliche Allgemeingültigkeit eingeengt wird, muss ein logischer Werth der Local- und Temporal-Sätze seine

Anerkennung finden. Vor Allem aber ist es der Causal-Zusammenhang, welcher in der gewöhnlichen Logik nur durch eine schlimme Vermengung mit dem vieldeutigen „Wenn“ eine unklare Stellung gefunden hat, aber doch wahrlich einer besonderen und einlässlichen logischen Darlegung bedarf, wenn nicht z. B. betreffs der Aetiologie der Krankheiten auch fortan die monströsesten rückläufigen Causalitäts-Schlüsse gemacht werden sollen. Mit den Causal-Sätzen aber stehen in innigem Zusammenhange die Final-Sätze, welche bereits von Drobisch und Trendelenburg in engere oder fernere Verbindung mit dem hypothetischen Urtheile gebracht wurden, aber auch dann, wenn ich nicht irre, jedenfalls einer Ausscheidung des „weil“ aus dem „wenn“ bedürfen (z. B. „ich schüttle die Flüssigkeit damit sie krystallisire“, d. h. weil sie krystallisirt, wenn sie geschüttelt wird).

Soll nun etwa in Folge solcher Erwägungen die ganze Grammatik zu einer Logik gemacht werden oder umgekehrt die Logik in Grammatik aufgehen? Gewiss nicht. Es wurde ja auch nur betont, dass es mehrerlei grammatische Formen gibt, welche in Anbetracht ihres logischen Werthes nicht bei Seite gelassen werden sollten, nicht hingegen wurde behauptet, dass jede einzelne grammatische Form als solche sofort zugleich eine bestimmte einzelne logische Form sei. Wenn Wilh. v. Humboldt sagt, dass die sprachlich-logischen Formen nicht eigentlich der Sprachwissenschaft angehören, und wenn Herbart sich kurz dahin aussprach, dass die Logik keine Sprach-Lehre sei, so hatten sicher beide Recht. Aber dennoch scheint es mir unzulässig, die angeblich zwischen Grammatik und Logik bestehende Kluft in dem Grade zu erweitern, wie Steinthal thut, welcher z. B. darauf hinweist, dass, wenn die Sprache als solche logisch wäre, nothwendig jeder Denkfehler zugleich als Sprachfehler auftreten müsste. Dieser Einwand nemlich

ist unrichtig, denn die logischen Fehler beruhen auf einer mangelhaften oder verkehrten Ausbeutung des Denkwertes der gedankenhaltigen Sprache, welche sammt ihren grammatischen Formen bereits vorliegt und geübt wird, ehe behufs logischer Operationen der Denkwert als solcher festgehalten und in weiterer Verbindung fortgesponnen wird; und eben hiedurch findet auch der Umstand seine Erklärung, dass, — wie sich Steinthal ausdrückt —, die Sprache an der Logik gemessen bald Lücken bald Ueberfluss zeigt. Ungenügend dürfte es auch sein, wenn Konr. Hermann (*Philos. Gramm.*, S. 45) den Unterschied zwischen Logik und Grammatik dahin feststellt, dass erstere gesetzgebend sei und die Grenzen des Berechtigten ziehe, während letztere theoretisch beschreibend verfare; denn auch die Logik ist eine theoretische Darlegung und auch die Grammatik weist Unberechtigtes ab.

Wenn hinwiderum von anderen Seiten anerkannt wurde, dass irgend Wechselbeziehungen zwischen Grammatik und Logik bestehen, so würde es sich nach meiner Ansicht wohl darum handeln, hierüber zu einer grundsätzlichen Verständigung zu gelangen. Allerdings dürfte die Art und Weise schwerlich entsprechen, in welcher Karl Ferd. Becker, welcher nicht ohne Einfluss auf Trendelenburg war, die Sache auffasste; denn wenn die Sprache die sinnliche Veranschaulichung oder Einkleidung des dualistisch danebenstehenden und vorher daseienden Gedankens sein soll, so müssen die Denkgesetze als solche unter die grammatischen Anschauungsformen gestellt werden, und es wird bei solcher Annahme schwer sein, dem obigen Einwande Steinthal's zu entgehen. Einen theilweisen Ausweg hatte auf Grundlage des üblichen Dualismus Ernst Reinhold dadurch gefunden, dass er zwischen absolut nothwendigen grammatischen Formen, deren Begründung zur Aufgabe der Logik gehöre, und anderweitigen nur zur Gewandtheit und Bequemlichkeit

des Redens dienenden Sprach-Formen unterschied, so dass z. B. die Flexion, die Pronomina, Adverbia, Präpositionen, ja sogar die Verbalform für die Logik ausserwesentlich seien. Reinhold's Standpunct fand in gewissem Grade Billigung bei Trendelenburg, welcher jedoch in dieser ganzen Frage wahrlich unklare Aeusserungen kund gab. Denn sowie es sicher nur die Geltung einer Phrase beanspruchen darf, wenn er sagt, Grammatik und Logik seien Zwillinge (Log. Unters. 3. Aufl. Bd. I, S. 380), so kommen wir auch mit dem Ausspruche nicht viel weiter, dass die Logik in vieler Hinsicht eine in sich selbst vertiefte Grammatik sei (ebd. S. 28); und wenn er vor einer Entzweiung der grammatischen und der logischen Betrachtung warnt, so könnten wir allerdings das hieran geknüpfte Zugeständniss (ebd. S. 381 u. 387) begrüßen, dass bei psychologischer Erklärung des Denkens die Sprache die erste Stelle einnehmen müsste; aber mit der an K. F. Becker sich anlehnenden Unterscheidung zwischen einer objectiven und einer subjectiven Beziehung der Begriffe dürfte für die Lösung des Problemes wenig geleistet sein. Ueberweg gab wohl zu, dass eine logische Basis der grammatischen Verhältnisse nicht bestritten werden dürfe, sowie dass nur einzelne derselben bisher durch die Logik herausgehoben worden seien, aber er machte von seiner eigenen Auffassung, wornach er beim einfachen Urtheile ein prädicatives und ein Objects- und ein attributives Verhältniss und beim zusammengesetzten Urtheile ein coordinirtes und ein subordinirtes Verhältniss unterschied, überhaupt für die Entwicklung der Logik keinerlei weiteren Gebrauch. Lotze und Sigwart*treffen, so sehr im Allgemeinen ihre Wege verschieden sind, betreffs der logischen Basis der sprachlichen Formen in eine ihnen nahezu gemeinschaftliche Auffassung zusammen; Lotze nemlich, welcher gewiss mit Recht sagt, dass nicht ebenso viele logische Handlungen zu unter-

unterscheiden seien, als es grammatische und syntaktische Formen gibt, gelangt schliesslich auf die vier logisch-sprachlichen Grund-Elemente: Etwas, Beschaffenheit, Werden, Verhältnisse, und Sigwart, welcher in einer Menge betreffender Einzelheiten seinen Scharfsinn bethätigt, führt die logisch-sprachlichen Verhältnisse auf die vier realen Kategorien zurück: Ding, Eigenschaft, Thätigkeit, Relation (letztere mit Einschluss der Causalität und der Modalität).

Es wird kaum bestritten werden, dass die Logik sich mit dem Denkwerthe der gedankenhaltigen Rede des Menschen zu beschäftigen hat. Der physisch-musicalische Ton an sich hat keinen Denkwerth, denn ein solcher stellt sich erst ein in der Erwägung über die durch Musik erweckten Gefühle oder über die allmählig erfassten Tongesetze. Der Mensch will ja mittelst seiner Denkkraft zu einem Erkennen und schliesslich zu Wissenschaft vordringen, und zu diesem Behufe erwägt er den Denkwerth der sprachlichen Kundgebungen. In Folge obiger Definition der Sprache muss jede Modalität des Denkwerthes in irgend einer Weise ihre lautliche Verwirklichung finden, und jede Modalität der sprachlichen Gestaltung muss gedankenhaltig sein. Letzteres aber ist, — wie schon bemerkt wurde —, nicht so zu verstehen, dass etwa jedes einzelne sprachliche Element einen einzelnen auf dasselbe beschränkten Denkwerth besitze, sondern in Folge der Manigfaltigkeit des lautlichen Materiales tritt der gleiche Denkwerth in manigfaltiger Modification der sprachlichen Formen auf, und auch umgekehrt enthält eine einzelne Sprachform mehrere Modificationen des Denkwerthes, indem an primären Schöpfungen des Sprachgenius, in welchen Denken und Laut wesenseinheitlich verbunden sind, der Faden der Denk-Continuität manigfach weiter gesponnen wird (man denke unter hundert ähnlichen Dingen z. B. an den Genitiv, welcher von seinen bekannten mehrfachen Bedeutungen bis

dahin fortschreiten kann, dass er an Stelle eines allgemein bejahenden Urtheiles tritt, z. B. „der Salzgehalt des Meeres“ will sagen „der Umstand, dass jedes Meerwasser salzhaltig ist“ oder „die Minister-Verantwortlichkeit“ ist so viel als „der staatsrechtliche Grundsatz, dass alle Minister verantwortlich sind“). Wenn demnach bekanntlich als Gegenstände der Grammatik die Laut-Lehre, die Formen-Lehre, die Satz-Lehre und die Bedeutungs-Lehre bezeichnet werden, so ist es jedenfalls die Bedeutungs-Lehre, welche in eine Berührung mit der Logik kommen muss, d. h. es handelt sich hiebei nicht etwa nur um die Bedeutung der sog. Substantiva, Adjectiva, Verba u. s. f. und, — was namentlich nicht zu vergessen ist —, der sog. Conjunctionen, sondern auch um die Bedeutung der grammatischen und syntaktischen Formen, denn überall ist es ein Denkwerth, welcher für die Logik wichtig werden kann. Wenn z. B. betreffs der sog. Casus in der Linguistik sich ein Streit zwischen Localisten und Causalisten erhoben hat, ist diess der Logik nicht völlig gleichgültig, weil unter Umständen in dem einen Falle ein Determinativ-Verhältniss und in dem anderen ein Causalnexus versteckt sein kann. Oder z. B. der Geschlechts-Unterschied der Substantiva mag immerhin von sinnig-ästhetischen Anschauungen ausgehen (wie Sigwart bemerkt), aber dennoch ist er nicht völlig von allem Denkwerthe entleert, denn wenn z. B. bekanntlich die deutsche Sprache in der Geschlechts-Bezeichnung der Sonne und des Mondes ein Gegenstück anderer Sprachen aufweist, so ist es auf der einen Seite die Herrschaft des Mannes, welchem das Weib dient, und auf der andern Seite die Erhabenheit des Weibes, welches umworben wird, ersteres aber ist ein Causal-Verhältniss und letzteres ein Final-Verhältniss. Ferner wird z. B. den Comparativen und Superlativen ein logischer Werth kaum abgesprochen werden können, und auch z. B. die Temporal-Formen des Verbums sind der

Logik nicht völlig gleichgültig, denn sowie schon Sigwart darauf hinweist, dass das Präsens doppelsinnig ist, indem es einerseits momentane Gegenwart und andererseits bleibende Allgemein-Gültigkeit bedeutet, so wird die Logik auch ein Interesse daran haben, wenn z. B. in einer Sprache mit Feinheit und Ausdauer das Perfectum und der Aorist auseinandergehalten werden. Reichen Stoff zum Nachdenken über eine logische Seite grammatischer Formen bieten B. Delbrück u. E. Windisch, Syntaktische Forschungen (Halle 1871), Leop. Schröder, Ueb. d. formelle Unterscheidung der Redetheile im Griech. u. Lat. (Leipzig 1874), A. Dräger, Historische Syntax d. lat. Sprache (ebd. 1874), H. Hübschmann, Zur Casuslehre (München 1875).

Wird hiemit die in solchem Sinne und Umfange gefasste Bedeutungs-Lehre es sein, welche aus dem Umkreise der Sprachwissenschaft heraus für die Logik in den Vordergrund tritt, so versteht es sich nach dem Gesagten wohl von selbst, dass die Logik nicht zu einer Lexikologie gemacht werden will, denn es handelt sich ja um den Denkwerth, insoferne derselbe durch allseitige Ausbeutung dem Zustandekommen des Wissens dient. D. h. von der inhaltlich sachlichen Seite des Denkwerthes sieht die Logik als solche ab, indem sie dieselbe den einzelnen Fachwissenschaften anheimgibt oder allenfalls aus ihnen zum Behufe zutreffender Beispiele entlehnen mag. Wenn bereits Plato die Methode der Eintheilung als eine hauptsächliche logische Function empfahl, so war er sich dabei sehr wohl bewusst, dass einlässliche Sachkenntniss mitwirken müsse, aber letztere nicht für sich bereits ein dialektisches Verfahren sei (z. B. dass die Blindschleiche nicht eine Schlange sei, sondern zu den Eidechsen gehöre, wird auch heutzutage der Logiker sich vom Zoologen erzählen lassen müssen). Der Denkwerth, welchen die Logik aus der Bedeutungslehre entnimmt,

liegt in jenem Impulse der in der Sprache verwirklichten Denkkraft, welcher vermöge des Continuitäts-Sinnes über die unmittelbare Kundgebung hinaus zu Erkenntnissen und zur Begründung eines Wissens hinstrebt. Die Sprache hat eine gedankenhaltige lautliche Erscheinungsseite, deren Gesetze in der Sprachwissenschaft erforscht und dargelegt werden, und die Sprache hat, — um die Worte umzukehren —, eine lautlich erscheinende Gedanken-Seite, welche die Kundgebung der menschlichen Auffassung enthält; die beiderseits zugleich wirkende Denkkraft entwickelt einen Denkwerth, welcher behufs der Verwirklichung des Wissens allseitig zu benützen ist und somit Gegenstand einer eigenen Wissenschaftslehre, d. h. Logik, wird.

Vielleicht liesse sich das Wirken der Denkkraft, welches so eben als ein zugleich beiderseitiges bezeichnet wurde, folgendermassen näher darlegen, um den Denkwerth der menschlichen Rede zu erfassen. In dem Continuitäts-Sinne welchen ich oben als jene Begabung zu Grunde legte, durch welche der Mensch sich vom Thiere unterscheidet, erblicke ich als grundsätzlich waltende Motive Succession und Selbstgleichheit. Die Succession führt zu der durch den Zeitsinn bedingten Entstehung der Verba und hiemit in weiterer Entwicklung zur Satzform der menschlichen Rede überhaupt; der Zeitsinn aber in jener reinen Function, welche den Faden der Succession lediglich an sich fortzuspinnen vermag, führt zur nothwendigen Entstehung der Zahlwörter, welche somit nicht in die Adjectiva eingeordnet werden dürfen; und insoferne andererseits der Zeitsinn innerhalb der Auffassung der realen Vorgänge mitwirkt, ergibt sich die Nothwendigkeit der sog. Tempora des Verbums, swie die logische Erwägung der Gleichzeitigkeit und der Abfolge, worin bereits Elemente des Causal-Zusammenhanges liegen. In der Selbstgleichheit liegt, da

die Wahrnehmungs-Sphäre und der Auffassungs-Complex des Menschen das Motiv unendlicher Manigfaltigkeit in sich tragen, das Bestreben des Continuitäts-Sinnes, das Beharrliche im Wechsel festzuhalten und fortzuspinnen, daher untrennbar mit der Selbstgleichheit verbunden sind der Unterschied, die Vergleichung und die Beziehung. Hieraus aber ergibt sich einerseits die unerlässliche Nothwendigkeit negativer Sprachmittel (s. meine oben, S. 200, angeführte Abhandlung), und andererseits die Entstehung zweier Gruppen der sprachlichen Formen, deren eine überwiegend dem Selbstgleichen und Constanten zugewendet ist, während die andere überwiegend der Kehrseite der Selbstgleichheit dient; nemlich durch ersteres sind die Pronomina und die Substantiva hervorgerufen, woran sich noch verschiedenartige Substantivirung anschliessen kann, und letzteres führt zur prädicativen Verwendung des Verbums sowie zur Entstehung manigfaltiger besonderer Formen, seien es Suffixa oder die comparativ-fähigen Adjectiva oder Präpositionen und Adverbia. Durch die reiche Wechselbeziehung und die bunte Kreuzung der Selbstgleichheit und ihrer Kehrseite ergeben sich bei fortschreitender Entwicklung jene Partikeln und beziehungsweise jene Satzformen, welche als copulativ, declarativ, disjunctiv, adversativ, concessiv, restrictiv, exclusiv, exceptiv bezeichnet werden. Erwächst somit sowohl aus der Succession als auch aus der Selbstgleichheit eine bestimmte auf diesen beiden Motiven beruhende Gestaltung sprachlicher Formen, so führt endlich die Vereinbarung und gegenseitige Durchdringung beider zur Auffassung des Causal-Zusammenhanges, indem in Anknüpfung an Gleichzeitigkeit und Abfolge das Verhältniss zwischen Selbstgleichheit und deren Kehrseite den Denkwerth empfängt, welcher in Ursache und Wirkung und bei fortschreitender Vertiefung in Grund

und Folge liegt; hierauf beruhen Partikeln und Satzformen, welche man conditional, causal, consecutiv, final nennt, und schliesslich strebt hierin der Continuitäts-Impuls bis zur Nothwendigkeit vorzudringen, so dass sich eine tiefere Bedeutung der sog. modalen Sprachmittel und Urtheilsformen ergibt. — So werden durch die gedankenhaltige Sprache im Gesamt-Umkreise des dem Menschen Zugänglichen jene drei Momente, welche bereits der sog. Kategorienlehre des Aristoteles zu Grunde liegen (*οὐσία, πάθη, πρός τι*, s. m. *Gesch. d. Log. Bd. I, S. 205 ff.*), nemlich „Gegenstand, Zustände, Beziehungen“, erfasst und zur wissenschaftlichen Begründung bereit gelegt.

In solcher Weise wäre die logische Betrachtung der gedankenhaltigen Redeform, d. h. des Urtheiles, geeignet, die erste unmittelbare Stufe der Wissenschaftslehre zu bilden, d. h. die Motive einer weiteren Vermittlung, welche schliesslich zum Zustandekommen der Wissenschaft führt, zu fordern und vorzubereiten, indem vorerst überhaupt der Denkwertth der manigfaltigen Satzformen aufgewiesen und festgehalten wird. Die Wesens-Einheit, zu welcher Denkkraft und Laut untrennbar in der Sprache verbunden sind, dürfte ihre Rechtfertigung gefunden haben und zugleich der Uebergang zur Lehre vom Begriffe gewonnen sein, mit welchem nach Obigem die Verwirklichung des eigentlich wissenschaftlichen Denkens beginnt.

Indem aber, wie schon Eingangs bemerkt wurde, es sich hier nicht um eine allseitige Darlegung der gesammten Wissenschaftslehre handelt, mögen nur noch einige Bemerkungen gestattet sein, welche mit den bereits berührten Gesichtspuncten zusammenhängen. Die wesentliche Bedeutung des Begriffes dürfte darin liegen, dass das Wort aus der unmittelbaren Verbindung, in welcher es sich im

Sätze befindet, in seiner Besonderheit herausgehoben wird, um nach seinem Denkwerthe mit Allgemeinheit und Nothwendigkeit in sämtlichen Beziehungen, in welchen es auftreten kann, als mit sich identisch erfasst zu werden, d. h. — populärer gesprochen — dass das Wort vollgültig und allseitig beim Worte genommen werde. Somit lehne ich auf das entschiedenste jene Verwirrung ab, in deren Folge (seit der Stoa) der Begriff mit der Definition verwechselt wurde, denn letztere kann ich nur als einen aus der Rückvermittlung des Syllogismus sich ergebenden Höhepunkt des Urtheiles betrachten, in welchem die zwischen Subject und Prädicat schwebende Differenz völlig getilgt ist. Es ist eine mir kaum verständliche Unsitte, die Definition bei der Lehre vom Begriffe zu besprechen, und der Eindruck solcher Ungeheuerlichkeit erhöht sich erklärlicher Weise bei der gemeiniglich beliebten Voranstellung des Begriffes; denn wenn uns bereits der erste Abschnitt der Logik die Theorie und die Praxis definitiver Urtheile (der denkbar vollkommensten Urtheilsform) darzulegen im Stande ist, so dürfte kaum abzusehen sein, zu welchem Zwecke noch zwei oder drei weitere Abschnitte nachfolgen sollen. Vielleicht mag als Beispiel genügen, wenn ich sage, dass der Begriff „Mensch“ einfach „Meinesgleichen“ ist, während die Definition desselben in der einen oder anderen der allbekannten Formen ausgesprochen werden muss; zu dem erwähnten Begriffe „Mensch“ gelangen auch die Kinder, sowie sie in analoger Weise zu einem Begriffe „Löffel“ oder „Strumpf“ u. s. f. gelangen, d. h. sie gebrauchen die betreffenden Worte mit Nothwendigkeit und Allgemeinheit bei dem betreffenden Vorstellungs-Umkreise, aber von hier aus ist noch ein sehr weiter Weg zur Definition zu durchschreiten.

Die Allgemeingültigkeit der Bedeutung eines jeden

Wortes, mit welcher dasselbe in seinem Umkreise festzuhalten ist, hat ihrerseits selbst (nach obiger Definition der Sprache) ihre lautliche Verwirklichung, und es ist sehr erklärlich, dass hierin der Process der Sprachbildung durchaus nicht bei allen Völkern auf den nemlichen Pfaden wandelte. Sowie es z. B. Sprachen gibt, welche kein Wort für „Baum“, sondern nur Bezeichnungen der einzelnen Baum-Arten haben, so fehlt uns Modernen z. B. das Wort *μύριοι*, während uns hinwiderum die Worte und Begriffe „Million“ und „Milliarde“ zu Gebote stehen; oder man denke an die eigenthümliche Abgränzung der Begriffe „Gemüse, Leguminosen, legumes“ oder „Obst, fruits, frutti“ (woneben sogar *frutti del mare*) u. s. f. Wenn betreffs der Allgemeingültigkeit sich John Stuart Mill grundsätzlich auf den Begriff des „Connotativen“ stellt (das gleiche hatte bereits sein Vater James Mill gethan), so erhellt wohl einerseits, mit welcher Zähigkeit in England die scholastische Logik fortwirkt, denn „connotativum“ weist auf Occam und die Occamisten zurück³⁾, andererseits aber passt es vollständig zu Mill's empiristischer Denkweise, insoferne derselbe in der That die Eigen-Namen für die ursprünglich ersten Worte hält und diesen das Connotative gegenüberstellt, in welchem er die Allgemeinheit etwas verspätet nachholt. Wir unsrerseits werden den Allgemein-Gehalt des Begriffes weder als nachfolgend zu vorausgegangenen Einzel-Vorstellungen hinzutreten noch als vorher daseiend mit letzteren eine nachträgliche Verbindung eingehen lassen, sondern für uns wird sich die Wesens-Einheit des Denkwerthes und des sprachlichen Lautes auch als wesens-einheitliche Vereinigung der Allgemeinheit und

3) S. m. *Gesch. d. Logik*, Bd. III, S. 364, 367, 368 und Bd. IV, S. 5, 30, 62, 109.

der Besonderheit erweisen. Im Continuitäts-Sinne liegt der Grund einer Allgemeingültigkeit, welche nie ausserhalb des Einzelnen besteht, denn in diesem und an diesem werden Succession und Selbstgleichheit (s. oben) erfasst, mit welcher letzterer sich von selbst ihre Kehrseite in Vergleichung und Beziehung verknüpft. Daher beruht der Allgemein-Gehalt der Begriffe bei Leibniz nicht auf einer unbestimmten Ununterschiedenheit oder Ungenauigkeit, sondern auf einer Auffassung, durch welche die Einzel-Vorstellung in eine unmittelbare Beziehung zu benachbartem Verwandten und diess zusammen in eine wesenseinheitliche Beziehung zu einem selbstgleichen Gemeinsamen gesetzt wird. Darum besitzt der Mensch mittelst des Sprach-Ausdruckes bereits mehr, als die Einzel-Empfindung, welche er ausdrückt. Die Bezugsetzung des Vielheitlichen auf ein Einheitliches, des Besonderen auf ein Allgemeines, enthält den Grund davon, dass in der unmittelbaren Rede und im nicht-wissenschaftlichen gewöhnlichen Gebrauche der Worte der begriffliche Gehalt derselben nach manigfachen Seiten schwankt und schillert, wodurch der Eindruck einer Unbestimmtheit entstehen mag. Aber eben die Wissenschaftslehre zeigt, wie die Selbstgleichheit des Denkwertes sich mit Nothwendigkeit in all den Beziehungen, in welche das Wort treten kann, behaupten muss, und diese Nothwendigkeit zieht engere bereits dem Erkennen dienende Grenzen.

In solchem Sinne sind Allgemeinheit und Nothwendigkeit der hauptsächlichste Gegenstand der Lehre vom Begriffe, welche hiebei nicht, wie gemeiniglich üblich, sich auf substantivische oder adjectivische Begriffe beschränken darf, sondern jedes Wort beim Worte nehmend durch den ganzen Sprachschatz hindurch in einheitlich gleicher Weise zu wirken berufen ist. Dabei würden jene sämt-

lichen Momente des gedankenhaltigen Sprachausdruckes, welche wir oben schliesslich in die drei Gruppen „Gegenstand, Zustände, Beziehungen“ zusammenzufassen versuchten, ihre begriffliche Darlegung finden, um sodann in der Lehre vom Schlusse behufs der Gewinnung eines definitivischen Wissens verwerthet zu werden.
